
AUS DEN BLAUEN BERGEN

von
H. P. BLAVATSKY

COPYRIGHT 1930
THEOSOPHICAL PRESS

Vorwort des Verlags

Eine neue Denkschule entsteht, die seit langem akzeptierte Ansichten über das Leben in Frage stellt. Ihr Leitmotiv könnte man als „evolutionäre Schöpfung“ bezeichnen. Sie ist eine Darstellung der uns umgebenden Phänomene in wissenschaftlichen und idealistischen Begriffen. Sie bietet eine Erklärung des Lebens, des Ursprungs unseres Teils des Universums, der verborgenen und geheimnisvollen Naturgesetze, der Natur und Bestimmung des Menschen, die den logischen Verstand mit bewegender Kraft anspricht. Diese Denkrichtung ist zugleich ikonoklastisch und konstruktiv, denn sie räumt mit alten Dogmen auf, die angesichts der rasanten Entwicklung der modernen Wissenschaft nicht mehr haltbar sind, und errichtet gleichzeitig ein solides Fundament aus Fakten unter dem jahrhundertealten Traum von der Unsterblichkeit.

Die Literatur, die aus Ideen entsteht, die im intellektuellen Bereich so revolutionär und doch für eine Welt, die sich durch den Nebel des Materialismus tastet, so willkommen sind, findet in anderen Ländern großen Anklang und sollte auch hierzulande besser bekannt sein.

KAPITEL I

Vor genau vierundsechzig Jahren, gegen Ende des Jahres 1818, im Monat September, wurde ganz zufällig eine Entdeckung von höchst außergewöhnlicher Natur gemacht. Dies geschah in der Nähe der Küste von Malabar, nur fünfzig Meilen von dem feurigen Boden Dravids, genannt Madras, entfernt. Die Entdeckung erschien so seltsam, ja sogar unglaublich, dass ihr zunächst niemand Glauben schenkte. Vage Gerüchte, die völlig fantastisch waren, Geschichten, die Legenden glichen, verbreiteten sich zunächst unter dem Volk, dann auch in höheren Kreisen. Als diese Gerüchte und Geschichten in die lokalen Zeitungen gelangten und zu offizieller Realität wurden, verwandelte sich die fieberhafte Erwartung in einen regelrechten Wahnsinn.

In den Köpfen der Anglo-Madrassianer, die träge und durch die Hitze fast verkümmert sind, kam es zu einer regelrechten molekularen Störung, um einen Ausdruck der berühmten Physiologen zu verwenden. Mit Ausnahme der lymphatischen „Moudiliars“, die das Temperament eines Frosches mit dem eines Salamanders vereinen, waren alle aufgeregte und erregt und schwärmten wild von einem wunderbaren Paradies im Inneren der „Blauen Berge“*, das offenbar von zwei geschickten Jägern entdeckt worden war. Ihren Berichten zufolge handelte es sich um ein irdisches Paradies: duftende Brisen und Frische das ganze Jahr über; ein Land oberhalb der ewigen Nebel des Kouimbatour†, wo imposante Wasserfälle mit Getöse hinabstürzen und wo von Januar bis Dezember ein ewiger europäischer Frühling herrscht. Dort blühen über zwei Meter hohe Wildrosen und Heliotrop, Lilien so groß wie große Amphoren‡ erfüllen die Luft mit ihrem Duft. Urzeitliche Büffel, ihrem Aussehen nach zu urteilen, laufen frei umher, und das Land wird von den

Broddingnags und Liliputanern aus Gullivers Reisen bewohnt. Jedes Tal, jede Schlucht der bewundernswerten hinduistischen Schweiz stellt eine kleine Ecke eines irdischen Paradieses dar, das vom Rest der Welt abgeschieden ist.

** Nilgiri setzt sich aus zwei Sanskrit-Wörtern zusammen, Nilam („blau“) und Guiri („Berge“ oder „Hügel“). Diese Berge verdanken ihren Namen dem blendenden Licht, in dem sie den Bewohnern der Täler von Maissour und Malabar erscheinen.*

† Es wird vermutet, dass dieser Nebel, der sich drei- bis viertausend Fuß über dem Meeresspiegel befindet und sich über die gesamte Kette der Kouimbatour-Berge ausbreitet, von der intensiven Hitze und den Dämpfen stammt, die aus den Sümpfen aufsteigen. Er ist immer blau und von einer blendenden Farbe. Während des Monsuns verwandelt er sich in Regenwolken.

‡ Siehe Anmerkung am Ende der nächsten Seite.

Während sie diesen Geschichten lauschten, erwachten die Lebern dieser „sehr angesehenen“ Väter der „Ostindien-Kompanie“, die ebenso verkümmert und schläfrig waren wie ihre Gehirne, wieder zum Leben, und ihnen tropfte der Speichel von den Lippen. Anfangs wusste niemand genau, in welcher Region diese Wunder entdeckt worden waren, und niemand konnte sagen, wie und wo man nach dieser im September so attraktiven Frische suchen sollte. Die „Väter“ beschlossen schließlich, dass die Entdeckung offiziell bestätigt werden müsse und dass vor allem eine Anerkennung dessen erfolgen müsse, was gerade entdeckt worden war. Die beiden Jäger wurden in das Zentralbüro der Präsidentschaft eingeladen, und dort erfuhr man, dass sich in der Nähe von Kouimbatour folgende Ereignisse zugetragen hatten:

‡ Dies ist die unübertriebene Beschreibung einer Flora, die vielleicht die wunderbarste der Welt ist. Rosensträucher in allen Farben wachsen so hoch wie die Häuser und bedecken die Dächer; Heliotropen sind bis zu zwanzig Fuß hoch. Die schönsten Blumen sind jedoch die weißen Lilien, deren Duft so stark ist, dass einem der Magen umdreht. Sie sind so groß wie Amphoren und wachsen auf vereinzelter Büschen in den Spalten der kahlen Felsen, sind eineinhalb bis über zwei Meter hoch und haben etwa zwölf Blüten gleichzeitig. Diese Lilien kommen nicht auf Gipfeln unter 2.100 Metern Höhe vor. Sie sind nur in noch höheren Lagen zu finden. Je höher man steigt, desto prächtiger werden sie; auf dem Gipfel des Toddovet (fast 9.000 Fuß) blühen sie zehn Monate im Jahr.

Aber was ist Kouimbatour überhaupt?

Kouimbatour ist die Hauptstadt der gleichnamigen Region, die etwa dreihundert Meilen von Madras, der Hauptstadt Südindiens, entfernt liegt. Kouimbatour ist aus vielen Gründen berühmt. Erstens ist es ein ideales Land für Tiger- und Elefantenjäger sowie für die Jagd auf kleineres Wild; abgesehen von seinen anderen Reizen ist diese Region nach wie vor berühmt für ihre Sümpfe und Dschungel. Mit dem Vorahn des Todes verlassen die Elefanten (man weiß nicht warum) den Dschungel und begeben sich in die Sümpfe. Dort tauchen sie in die Tiefen der Sümpfe ein und bereiten sich in aller Ruhe auf das „Nirvana“ vor. Dank dieser seltsamen Gewohnheit gibt es in diesen Sümpfen jede Menge Stoßzähne, und Elefantenknochen sind (oder besser gesagt früher) leicht zu beschaffen.

Ich sage „waren zu beschaffen“ in der Vergangenheit. Leider haben sich die Dinge im unglücklichen Indien seitdem völlig geändert. Heute kann man in diesem Land nichts mehr erwerben, und niemand bekommt etwas außer dem Vizekönig; das Vizekönigreich gewährt ihm königliche Ehren und versorgt ihn mit enormen Geldsummen, manchmal begleitet von faulen Eiern, die ihm die Anglo-Hindus in ihrer Wut darbringen. Zwischen „früher“ und „heute“ hat sich der Abgrund des imperialen „Prestiges“ aufgetan, über dem das Gespenst von Lord Beaconsfield schwebt.

Früher beschafften, kauften, entdeckten und bewahrten die „Väter der Kompanie“. Heute empfängt,

erhebt, enteignet der Rat des Vizekönigs, bewahrt aber nichts. Einst waren die „Väter“ die treibende Kraft des indischen Volkes, das nun erstarrt, das sie zwar aussaugten, aber auch verjüngten, indem sie neues Blut in diese sehr alten Adern fließen ließen. Heute fließt nur noch Galle. Der Vizekönig ist der Mittelpunkt eines riesigen Reiches, das er überhaupt nicht liebt und mit dem er nichts gemeinsam hat. Um es mit den poetischen Worten von Sir Richard Temple zu sagen: „Der Vizekönig ist der feste Drehpunkt, um den sich das Rad des Reiches dreht.“ Das mag sein, aber seit einiger Zeit dreht sich dieses Rad mit solcher rasender Geschwindigkeit, dass es jeden Moment auseinanderbrechen könnte.

Wie früher ist Kouimbatour jedoch nicht nur für seine Dschungel und Sümpfe bekannt. Lepra, Fieber und Elephantiasis sind dort endemisch*.

** Diese schreckliche Krankheit, die sehr häufig auftritt, ist fast unheilbar und kann jahrelang andauern, wobei der Betroffene organisch bei guter Gesundheit bleibt. Ein Bein beginnt von der Fußsohle bis zum Knöchel anzuschwellen; dann schwill auch das andere Bein an, bis beide völlig deformiert und so dick sind, dass sie wie Elefantenbeine aussehen.*

Kouimbatour, oder der Bezirk, der diesen Namen trägt, kann nur als Schlucht betrachtet werden. Der zwischen Malabar und Karnatik gelegene Bezirk Kouimbatour dringt in einem spitzen Winkel nach Süden bis zu den Anemal- oder Elefantenbergen† vor und steigt dann allmählich zu den Höhen von Maissour im Norden an, wo er scheinbar von den westlichen „Ghats“* mit ihren dichten und fast unberührten Wäldern zerquetscht wird. Hier macht er eine scharfe Biegung und verschwindet in den weniger bedeutenden Dschungeln, die von Waldstämmen bewohnt werden.

Dort ist der tropische Lebensraum der Elefanten. Das Land ist aufgrund der Dämpfe, die aus den Sümpfen aufsteigen, immer grün. Dort lebt die Boa constrictor, obwohl ihre Art vom Aussterben bedroht ist. Von Madras aus gesehen ähnelt diese Bergmasse in der Ferne einem rechtwinkligen Dreieck, das an eine noch größere dreieckige Kette angehängt ist, wobei die Ebenen des bergigen Dekkan mit ihrem nördlichen Ende in Richtung der Vindya-Berge in der Präsidentschaft Bombay und mit ihren westlichen und östlichen Spitzen in Richtung der „Hügel“ von Takhiddri in der Präsidentschaft Madras geneigt sind. Diese beiden Gebirgsketten, die von den Engländern als Hügel betrachtet werden, bilden eine Verbindung zwischen dem östlichen und westlichen

† Ane bedeutet Elefant. Diese Tiere sind in diesen Bergen reichlich vorhanden und leben hier seit jeher.

** Ghat, Berg, und Guiri, Hügel.*

Ghats von Indien. Je mehr sich die Erhebungen im Osten den Ghats im Westen nähern, desto mehr verlieren sie ihren vulkanischen Charakter. Schließlich verbinden sie sich mit den malerischen und welligen Gipfeln des westlichen Maissour und scheinen mit diesen zu verschmelzen, sodass sie definitiv nicht mehr als Ghats betrachtet werden und zu einfachen Hügeln werden.

Die beiden Endpunkte dieses scheinbaren Dreiecks in der Präsidentschaft Madras stehen aufrecht zu beiden Seiten der Stadt Kouimbatour, links und rechts, und sehen aus wie zwei Ausrufezeichen. Sie ähneln zwei riesigen Wächtern, die von der Natur dort aufgestellt wurden, um den Eingang zur Schlucht zu bewachen. Diese beiden scharf zugespitzten Gipfel sind von zerklüfteten Felsen gekrönt, zu ihren Füßen von grünen Wäldern bedeckt und weiter oben von einem ewigen Gürtel aus Wolken und bläulichem Nebel. Diese Berge mit ihren spitzen Gipfeln werden die „Teperifs“ Indiens genannt, der Nilguiri und der Moukkartebet. Der erstere hat eine Höhe von 8.760 Fuß, der letztere von 8.380 Fuß über dem Meeresspiegel.

Jahrhundertlang galten diese beiden Gipfel bei den Menschen als für gewöhnliche Sterbliche unzugängliche Höhen. Dieser Ruf hat seit langem die Form lokaler Legenden angenommen, und das gesamte Gebiet wurde von der abergläubischen Bevölkerung als heilig und folglich verzaubert angesehen. Das unbefugte Betreten dieser Gebiete, selbst wenn es unbeabsichtigt geschah, galt als

Sakrileg, das mit dem Tod bestraft wurde. Der „To De“ war der Lebensraum der Götter und der höheren Devas. Dort befand sich das Swarga (Paradies) und das Naraka (Hölle) der „Assuras“ und „Pisatchis“*. So blieben der Nilguiri und der Toddabet (Moukkartebet) unter dem Schutz eines religiösen Parks über lange Jahrhunderte hinweg dem Rest Indiens völlig unbekannt. Wie kam es dann, in einer Zeit, die so weit von der „Right-Honorable East India Company“ entfernt war, in den 20er Jahren unseres 19. Jahrhunderts, dass ein unbedeutender Europäer auf die Idee kam, in das Innere eines von allen Seiten abgeschlossenen Gebirges vorzudringen? Nicht weil er an singende Geister glaubte, sondern wegen der Unzugänglichkeit dieser Höhen; niemand konnte sich vorstellen, dass es in diesen Bergen so schöne Landschaften gab. Noch weniger konnte man die Anwesenheit von Lebewesen außer wilden Tieren und Schlangen vermuten. Es kam selten vor, dass ein englischer Sportler oder ein Jäger aus Eurasien, wenn er am Fuße eines der verzauberten Berge angekommen war, darauf bestand, von einem „Chicari“ (Jäger) einige hundert Meter höher geführt zu werden. Die einheimischen Führer weigerten sich

** Assuras (Geister) Sänger, die mit ihren Gesängen die Ohren der Götter erfreuten, so wie die Gondarvis sie mit ihrer Musik unterhielten.*

mit den Chicaris, dies zu tun, unter dem einen oder anderen Vorwand. Meistens versicherten sie dem Saab†, dass es unmöglich sei, höher zu steigen, dass es dort keine Wälder und kein Wild gäbe und man nichts als Abgründe, Felsen, Wolken und Höhlen sähe, die von boshaften Waldgeistern bewohnt würden – der Ehrengarde der Devas. Kein Chicari willigte ein, wie hoch die Summe auch sein mochte, höher als eine in den Bergen bekannte Demarkationslinie zu steigen.

Wer ist der „Chicari“? Der moderne Vertreter dieses Typs ähnelt dem aus den sagenhaften Zeiten von König Rama. In Indien wird jeder Beruf erblich und verwandelt sich dann in eine Kaste. Was der Vater war, wird auch der Sohn sein. Ganze Generationen kristallisieren sich heraus und scheinen zu einer einzigen Form zu gerinnen. Der Chicari ist mit einer Tracht bekleidet, die aus Jagdmessern, Pulverflaschen aus Büffelhörnern und einer alten Feuersteinflinte besteht, die neun von zehn Schüssen verfehlt, und all diese Ausrüstung wird auf dem nackten Körper getragen. Er sieht oft aus wie ein

† Dieser Spitzname wird von den Einheimischen den Beamten, den englischen Jägern und auch den Tigern gegeben. Für den unschuldigen Hindu gibt es in der Tat keinen Unterschied zwischen diesen beiden Rassen, außer dass die Musketen der unglücklichen Einheimischen bei jedem nationalen Aufstand die Engländer nur durch einen Glücksfall verfehlten, den sie nicht verdient hatten.

verfallener alter Mann, und wenn ein Fremder mit „einem zarten Herzen“ ihm begegnet (weder ein Einheimischer noch ein Engländer), wird er sich veranlasst fühlen, ihm Hoffmans Tropfen anzubieten: So eingezogen ist sein Magen und als ob er von Schmerzen gequält wäre. Aber der Grund, warum der Chicari mühsam geht, gebeugt, wie in zwei Teile gebrochen, ist nicht der oben genannte; es ist eine Gewohnheit, die er sich durch seinen Beruf angeeignet hat. Sobald ein Saab-Sportler ihn ruft, ihm etwas zeigt oder ihm ein paar Rupien gibt, steht der Chicari sofort auf und feilscht um jedes Tier.

Nach Abschluss des Geschäfts beugt er sich wieder, gleitet vorsichtig in den Wald, bedeckt seinen Körper und seine Füße mit duftenden Kräutern, um nicht von wilden Tieren entdeckt zu werden und damit diese den „Geist des Menschen“ nicht riechen können.

Der Chicari bleibt so mehrere Nächte hintereinander versteckt wie ein Raubvogel im dichten Laub eines Baumes, inmitten von „Vampiren“, die weniger blutrünstig sind als er selbst. Ohne seine Anwesenheit auch nur durch einen kleinen Seufzer zu verraten, bereitet sich der altersschwache Nimrod darauf vor, kaltblütig die Qualen eines unglücklichen Rehbocks oder eines jungen Büffels zu verfolgen, den er an einen Baum gebunden hat, um den Tiger anzulocken. Dann öffnet er den Mund bis zu den Ohren, und beim Anblick des Fleischfressers lauscht er, ohne eine Muskel zu bewegen, dem klagenden Blöken und wird mit Genuss den Geruch von frischem Blut, vermischt mit dem spezifischen scharfen Geruch des gestreiften Henkers der Wälder. Vorsichtig und

geräuschlos entfernt er die Äste und beobachtet das Tier lange Zeit mit durchdringendem Blick. Als sich das gesättigte Tier mit seinen blutverschmierten Pfoten auf dem ausgetrockneten Boden schwerfällig nähert, sich die Lippen leckend und gähnend, dann zurückkehrt und wie alle gestreiften Katzen zurückblickt auf die Überreste seines Opfers – dann wird der Chicari mit seiner Feuersteinflinte schießen und das Tier mit dem ersten Schuss sicher niedermähen. „Die Waffe des Chicari versagt nie, wenn sie auf den Tiger gerichtet ist“, lautet ein altes Sprichwort, das unter Jägern zu einem Axiom geworden ist. Und wenn der Saab sich mit der Jagd auf den „Bar Saab“ (den großen Herrn der Wälder) vergnügen will, dann springt der Chicari bei den ersten Sonnenstrahlen, unter Berücksichtigung der Lage des Baumes, an dem sich der Tiger ausgeruht hat, aus seinem Versteck, in das Dorf fliegen, eine Menschenmenge versammeln, eine Treibjagd vorbereiten, den ganzen Tag unter der sengenden und mörderischen Hitze der Sonne von einer Gruppe zur anderen rennen, schreien, gestikulieren, organisieren, Befehle erteilen, bis der Moment kommt, in dem der Saab Nr. 1, sicher auf dem Rücken eines Elefanten, den Saab Nr. 2 verwundet hat und der Chicari ebenso eingreifen muss, um das Tier zu erledigen. Erst dann, und wenn nichts Außergewöhnliches passiert, wird der Chicari seine Schritte zum ersten Dickicht lenken und dort mit einer Handvoll schlechtem Reis und einem Tropfen Wasser aus den Sümpfen luxuriös frühstücken, zu Mittag essen und zu Abend essen.

So geschah es im September 1818, gegen Ende der Sommerferien, dass zwei englische Landvermesser, Beamte der „Kompanie“, die auf einer Jagdreise nach Kouimbatour waren, sich mit drei dieser geschickten Chicaris verirrt und die gefährliche Grenze der Berge, die Schlucht von Gouzlekhout, ganz in der Nähe des berühmten Wasserfalls von Kolakambé*, erreichten.

Hoch über ihren Köpfen, knapp unter den Wolken, durchbrachen an vereinzelt Stellen die felsigen Zacken des Nilguiri und Mouk-kartebet den feinen blauen Nebel. Es war terra incognita, die verzauberte Welt.

Geheimnisvolle Berge,
Heimat der unbekannten Devas,
Azurblaue Hügel,

(wie es in einem alten Gesang in der zarten Sprache der Malaialim besungen wird). „Azurblau“ in der Tat. Betrachtet man diese Berge von jedem Punkt des Horizonts und aus jeder Entfernung, vom Gipfel oder vom

** Dieser Wasserfall ist 680 Fuß hoch. Heute führt die Straße nach Outtakamand ganz in der Nähe vorbei.*

Fuß, vom Tal oder von anderen Gipfeln, selbst bei nebligem Wetter, bis zu der Stunde, in der sie nicht mehr zu sehen sind, funkeln diese Berge wie ein kostbarer Saphir mit einem inneren Feuer; sie scheinen sanft zu atmen und vermischen sich wie Wellen mit ihren bläulichen Wäldern, die in der Ferre in Türkis und Gold übergehen und den Betrachter durch ihre außergewöhnlichen Farben verblüffen.

Die Landvermesser, begierig, ihr Glück zu versuchen, befahlen den Chicaris, sie weiterzuführen. Aber wie zu erwarten war, weigerten sich die tapferen Chicaris rundweg. Dann flohen diese alten, erfahrenen und mutigen Jäger, Tiger- und Elefantenjäger, laut der Erzählung der beiden Engländer, hinter den Wasserfall, sobald sie aufgefordert wurden, höher zu steigen. Wieder eingeholt und bis zum Wasserfall zurückgebracht, warfen sich alle drei vor dem tosenden Strom nieder und laut den naiven Worten eines der englischen Ingenieure, Kindersley, „konnten sie auch mit vereinten Kräften und Peitschen nicht dazu gebracht werden, sich wieder zu erheben, bevor sie ihre lauten Anrufungen an die Devas dieser Berge beendet hatten, in denen sie die Götter anflehten, sie für ein solches Verbrechen nicht zu bestrafen oder zu vernichten, da sie unschuldige Chicaris seien. Sie zitterten wie Espenblätter und krümmten ihre Körper auf dem feuchten Boden des Flusses, als wären sie von einem epileptischen Anfall ergriffen. „Niemand hat jemals die Grenzen der

Kolakambé-Kaskade überschritten“, sagten sie, „und wer diese Höhlen betritt, wird sie niemals lebend verlassen.“

Damals, oder besser gesagt an diesem Tag, gelang es den Engländern nicht einmal, über den Wasserfall hinauszukommen. Trotz allem mussten sie in das Dorf zurückkehren, das sie am Morgen verlassen hatten, nachdem sie dort die Nacht verbracht hatten. Die Engländer hatten Angst, sich ohne Führer oder Chicari zu verirren, und gaben deshalb nach. Aber in ihren Herzen schworen sie sich, die Chicaris beim nächsten Mal zu zwingen, weiterzugehen. Zurück im Dorf versammelten sie fast alle Einwohner und hielten eine Versammlung mit den Ältesten ab. Was sie hörten, weckte ihre Neugier noch mehr.

Unter den Menschen verbreiteten sich die außergewöhnlichsten Gerüchte über die verzauberten Berge. Zahlreiche Bauern beriefen sich auf die Autorität der örtlichen Pflanzer und auf Beamte aus Eurasien, Männer, die „die Wahrheit“ über die Heiligen Stätten kannten und sich der Unmöglichkeit, dort einzudringen, vollkommen bewusst waren.

Eine rührende Geschichte erzählt von einem Indigopflanzer, der alle Tugenden besaß, außer dem Glauben an die Götter Indiens. Eines Tages – so erzählten die angesehenen Brahmanen – verschwand Herr D., der auf der Jagd nach einem Tier war und unsere ständigen Warnungen ignorierte, hinter dem Wasserfall und wurde nie wieder gesehen. Eine Woche später konnten die Behörden dank eines alten „heiligen“ Affen aus der benachbarten Pagode Vermutungen über sein mögliches Schicksal anstellen. Zu den Stunden, die frei von allen religiösen Verpflichtungen waren, pflegte das verehrte Tier die benachbarten Plantagen zu besuchen, wo die Koulis es voller Mitleid fütterten und verwöhnten. Eines Tages kehrte der Affe mit einem Stiefel auf dem Kopf zurück. Der Stiefel kam allein, ohne das Bein des Plantagenbesitzers, und dessen Besitzer war für immer verloren: Zweifellos war der Unverschämte von den Pisatchis in Stücke gerissen worden. Damit war die Geschichte abgeschlossen. Sicherlich verdächtigte die „Gesellschaft“ die Brahmanen der Pagode, die seit langem mit dem Vermissten einen Rechtsstreit um ein Grundstück hatten, dessen Eigentümer er war. Aber die Saabs verdächtigen immer und in allem diese heiligen Männer, besonders im Süden Indiens.

Die Vermutungen blieben ergebnislos. Der unglückliche Pflanzer hinterließ entschieden keine Spuren. Er verschwand für immer und ewig in eine ferne Welt, die zu dieser Zeit von den Behörden und Gelehrten noch weniger erforscht war als die Blauen Berge, die Welt der formlosen Gedanken. Auf Erden wurde er zu einem Traum, dessen ewige Erinnerung lebt bis heute in Form eines Stiefels, der hinter der Glastür eines Schrankes im Büro des Bezirkspolizisten steht.

So wurde es erzählt. Was wurde noch nicht erzählt? Nun, auf dieser Seite der „regnerischen Wolken“ sind die Berge natürlich bewohnbar, zumindest für gewöhnliche Sterbliche, und für alle sichtbar. Aber jenseits der „tosenden Wasser“ der Kaskade – also auf den Höhen der heiligen Gipfel des Toddabet, Moukkartebet und Rongassuami – lebte ein nicht-irdischer Stamm, ein Stamm von Zauberern und Halbgöttern.

In dieser Region herrschte ewiger Frühling – weder Regen noch Trockenheit, weder Hitze noch Kälte. Die Zauberer dieses Stammes heiraten nie, sie sterben nie und werden nie geboren; ihre Kinder fallen vom Himmel, bereits vollendet, und „wachsen einfach“, wie es Topsy in „Onkel Toms Hütte“ so treffend ausdrückt. Kein Sterblicher hat es jemals geschafft, diese Gipfel zu erreichen; niemand wird es jemals schaffen, außer vielleicht nach dem Tod. Dann wäre dies im Bereich des Möglichen, denn wie die Brahmanen wissen – und wer könnte das besser wissen? – haben die Bewohner des Himmels der Blauen Berge aus Respekt vor dem Gott Brahma ihm einen Teil ihres Berges unterhalb des Swarga (Paradies) überlassen. Es ist daher anzunehmen, dass dieser Zwischenabschnitt zu dieser Zeit noch in Reparatur war.

Dies ist die mündliche Überlieferung, die noch heute in schriftlicher Form in der „Sammlung lokaler Legenden und Traditionen“ erhalten ist, die von Missionaren aus dem Tamilischen ins Englische übersetzt wurde.

Ich empfehle dem Leser die Ausgabe von 1807.

Angeregt durch die Erzählungen und noch mehr durch die sichtbaren Schwierigkeiten und alle Hindernisse, denen sie auf ihrer Expedition begegneten, beschlossen unsere beiden Engländer, den Einheimischen einmal mehr zu beweisen, dass für die „überlegene“ Rasse, die sie beherrschte, das Wort „Unmöglichkeit“ nicht existierte. Zu allen Zeiten der Geschichte musste das britische „Ansehen“ lautstark seine Präsenz bekunden, sonst hätte es möglicherweise in Vergessenheit geraten können.

Mögen meine eifersüchtigen und misstrauischen anglo-indischen Freunde nicht empört sein! Mögen sie sich vielmehr an die Seiten erinnern, die Ali-Baba*, einer ihrer witzigsten Schriftsteller, über Indien und die Engländer geschrieben hat, der mit jedem Strich seiner Feder eine grausame und zutiefst wahre Satire auf die tatsächliche Lage Indiens lieferte. Mit welch starken und lebhaften Farben hat er dieses Märtyrerland beschrieben! Betrachten Sie sein Panorama Indiens, denken Sie über die heute notwendige Präsenz dieser Legionen von

** Alberight Mackay, der vor zwei Jahren verstorben ist.*

Soldaten in mohnblumenfarbenen Uniformen und auf den goldbestickten Saiss und Tchuprassis des Vizekönigs! Die Saiss sind die Diener und Lakaien der Beamten, die Tchuprassis sind die offiziellen Vertreter der Regierung, tragen die Livree des „Reiches“ und dienen allen hohen und niedrigen Beamten. Würde man alles Gold ihrer Livrees nach Gewicht verkaufen, käme man zu einer Summe, von der die Hälfte ausreichen würde, um Hunderte von Familien ein ganzes Jahr lang zu ernähren. Rechnet man noch die Ausgaben für die Mitglieder des Rates und der verschiedenen Kommissionen hinzu, die sich gewöhnlich am Ende einer weit verbreiteten Hungersnot bilden und immer purpurrot vor Trunkenheit sind, so habe ich bewiesen, wie das britische „Ansehen“ jährlich mehr Einheimische tötet als Cholera, Tiger und alle Schlangen und die so leicht (und immer so opportun) platzende Milz der Hindus.

* Dieses Organ, die „Milz“, spielt in Indien eine wichtige Rolle. Die Milz der Einheimischen ist der beste Freund und Verteidiger der englischen Köpfe, die ohne sie unweigerlich von der Schlinge bedroht wären. Diese Milz ist nach Meinung der anglo-indischen Richter so empfindlich und sensibel, dass ein Fingerschnippen auf den Bauch der Ureinwohner, eine zarte Berührung durch einen europäischen Finger, ausreicht, damit der Mann zu Boden sinkt und stirbt! Die hinduistische Presse hat viel Aufhebens um diese Schwäche der Milz gemacht, eine Tatsache, die vor der Ankunft der Briten unbekannt war. Die Milz der Rajahs ist besonders empfindlich, was die Engländer sehr betrübt. Es ist wahr, dass die Verluste, die dieses Ansehen in den Reihen der Bevölkerung mit sich bringt, durch das stetige Wachstum des eurasischen Stammes ausgeglichen werden. Diese eher hässliche Rasse der „Kreolen“ ist eines der objektivsten und passendsten Symbole für die Ethik, die die Zivilisierten den Hindus, ihren halbwilden Sklaven, beigebracht haben. Die Eurasier sind durch die Engländer entstanden, mit Hilfe der Holländer, den Franzosen und den Portugiesen. Sie bilden die Krone und das unvergängliche Denkmal der Tätigkeit der friedfertigen „Väter“ der „Ostindien-Kompanie“.

Diese „Väter“ gingen oft legitime oder illegitime Beziehungen mit einheimischen Frauen ein (der Unterschied zwischen diesen legalen oder illegalen Verbindungen ist in Indien sehr gering; er beruht auf dem Glauben des Mannes und der Frau an den Grad der Heiligkeit von Kuhschwänzen), aber diese letzte Verbindung freundschaftlicher Beziehungen zwischen den hohen und niedrigen Rassen zerbrach von selbst; heute blicken die Engländer zur großen Freude der Hindus nur noch mit Abscheu auf ihre Frauen und Töchter. Diese Abneigung wird allerdings nur noch übertroffen von der tiefen Abneigung, offiziell, einen Rajah zu berühren, ohne dass ihm sofort die Milz platzt, und zwar wie absichtlich. Die gewundenen Pfade, denen die englische Regierung in Indien folgt, sind voller Dornen, beim Anblick der mehr oder weniger „freizügig gekleideten“ englischen Frauen. Zwei Drittel der Inder glauben naiv an die von den Brahmanen verbreiteten Gerüchte, dass die „Weißen“ ihre Hautfarbe der Lepra verdanken. Aber das ist nicht das Thema, das wir im „Prestige“ diskutieren.

Dieses Ungeheuer entstand nach der Tragödie von 1857 und beseitigte mit seinen Reformen alle Spuren des kommerziellen Englisch-Indiens. Das offizielle Anglo-Indien schuf eine Kluft zwischen sich und den Einheimischen, eine Kluft, die so tief ist, dass Jahrtausende sie nicht überbrücken können. Trotz des bedrohlichen Gespenstes des britischen Prestiges wird diese Kluft jeden Tag größer, und die Stunde wird kommen, in der eine der beiden Rassen – entweder die schwarze oder die weiße – verschlungen wird. In der Zwischenzeit wird das „Ansehen“ zu nichts anderem als einer beabsichtigten Maßnahme zur Selbstverteidigung, und nun kann ich auf die Situation der Einwohner von Kouimbatour im Jahr 1818 zurückkommen. Zwischen zwei Feuern stehend, dem „Ansehen“ der irdischen Herren und dem abergläubischen Schrecken vor den Herren der Hölle und ihrer Rache, sahen sich die unglücklichen Draviden durch die Auswirkungen eines grausamen Dilemmas zermalmt. Eine Woche war vergangen, als die englischen Saabs, nachdem sie die Dorfbewohner in der süßen Hoffnung zurückgelassen hatten, dass der Sturm abgeklungen sei, zurückkehrten, um Metopolam, am Fuße des Nilguiri, und diesmal verkündeten die Engländer mit donnernder Stimme folgende Erklärung: Die Soldaten der Garnison und andere Landvermesser würden innerhalb von drei Tagen eintreffen, und die gesamte Abteilung würde den Aufstieg zu den heiligen Gipfeln der Blauen Berge in Angriff nehmen.

Nachdem sie diese schreckliche Nachricht gehört hatten, verurteilten sich mehrere Bauern vor den Toren der Saabs zum Dharna (Tod durch Hunger) und waren bereit, diesen Kampf bis zu dem Tag fortzusetzen, an dem die verständigeren Engländer versprechen würden, von ihrem Vorhaben abzulassen. Die „Mousifs“ des Dorfes zerrissen ihre Kleider, was ihnen keine große Mühe bereitete, rasierten ihren Frauen die Köpfe und zwangen sie, als Vorzeichen für gesellschaftliches Unheil und allgemeine Trauer, sich das Gesicht blutig zu kratzen. Natürlich galt dieses Opfer nur für die Frauen. Die Brahmanen lasen laut Beschwörungsformeln und Mantras und schickten die Engländer mit ihren blasphemischen Absichten in Gedanken in die Narak, in die Hölle.

Drei Tage lang hallte Metopolam von vergeblichen Schreien und Klagen wider; alles wurde getan, wie es gesagt worden war! Nachdem sie eine Truppe von Tapferen aus den Reihen der Mitgliedern der „Kompanie“ ausgewählt worden waren, beschlossen die neuen Christoph Kolumbusse, sich ohne Führer auf die Reise zu begeben. Das Dorf war wie nach einem Erdbeben leer, die verängstigten Einheimischen flohen, und die Landvermesser, die die Abteilung geführt hatten, waren selbst gezwungen, den Weg zur Kaskade zu suchen. Sie verirrten sich und kehrten zurück. Die Entdecker ließen sich jedoch nicht beirren. Sie schnappten sich zwei abgemagerte Malabariten und erklärten sie zu Gefangenen. „Führt uns, und hier ist Gold; oder weigert euch, und ihr geht trotzdem, denn ihr werdet mit Gewalt verschleppt, und statt Gold erwartet euch das Gefängnis.“

Und in jenen gesegneten Tagen, als die gutmütigen Väter der „Kompanie“ herrschten, war der Begriff „Gefängnis“ in Madras und anderen Präsidentschaften gleichbedeutend mit Folter. Diese Art der körperlichen Züchtigung findet auch heute noch statt – wir haben ganz aktuelle Beweise dafür –, aber damals reichte die Beschwerde des niedrigsten Schreibers, der der höheren Rasse angehörte, aus, um den Einheimischen zur Folter zu verurteilen. Die Drohung war wirksam. Die unglücklichen Malabariten, mit gesenkten Köpfen, mehr tot als lebendig, führten die Europäer bis nach Kolakambe.

Die damaligen Ereignisse sind nicht frei von Seltsamkeit, wenn sie wahr sind; diese Wahrheit kann jedoch nach dem offiziellen Bericht der beiden englischen Landvermesser nicht in Frage gestellt werden. Bevor die Engländer die Kaskade erreichten, sprang ein Tiger aus einem Abhang und riss einen der Malabariten mit sich, obwohl dieser extrem abgemagert und kaum verlockend war, und das, bevor einer der anderen Zeit hatte, das Tier zu sehen. Die Schreie des Unglücklichen erregten ihre Aufmerksamkeit zu spät. „Entweder verfehlten die Kugeln ihr Ziel oder sie töteten das Opfer, das mit dem Entführer verschwand, als wären beide von der Erde verschluckt worden.“ Wir lesen in dem Bericht, dass der zweite Eingeborene, der die andere Seite des reißenden Stroms, den „verbotenen“ Rand, etwa eine Meile von den Cascades entfernt, erreicht hatte, plötzlich und ohne ersichtlichen Grund starb. Es war derselbe Ort, an dem die Landvermesser bei ihrer ersten Besteigung die Nacht verbracht hatten.

Sicherlich hat ihn der Schrecken umgebracht. Es ist interessant, die Meinung eines Augenzeugen zu diesem schrecklichen Zufall zu lesen. Im „Courier of Madras“ vom 3. November 1818 schreibt einer der Beamten, Kindersley:

„Nachdem wir den tatsächlichen Tod des ‚Niggers‘ festgestellt hatten, waren unsere Soldaten, insbesondere die abergläubischen Iren, ziemlich beunruhigt. Aber Whish [Name des zweiten Landvermessers] und ich erkannten sofort, dass eine Rückkehr bedeutete, uns sinnlos zu entehren, zum ewigen Gespött unserer Kameraden zu werden und anderen Engländern für Jahrhunderte den Zugang zu den Bergen des Nilgiri und seinen Wundern (sofern sie wirklich existierten) zu versperren. Wir beschlossen, unseren Weg ohne Führer fortzusetzen, zumal die beiden toten Malabariten und ihre lebenden Landsleute nicht besser als wir den Weg hinter dem Wasserfall kannten.“

Dann folgte die detaillierte Beschreibung des schwierigen Aufstiegs in die Berge, des Erklommens der völlig senkrechten Felsen, bis zu dem Moment, als sie sich über den Wolken wiederfanden, also jenseits der Grenze des „ewigen Nebels“, und zu ihren Füßen dessen bewegte blaue Wellen wahrnahmen. Da ich später noch berichten werde, was die Engländer auf den Höhen vorfanden, und da D. Sullivan, der Sammler des Bezirks Kouimbatour, die Ereignisse in seinen Briefen an die Regierung schildert, die ihn daraufhin mit einer offiziellen Untersuchung beauftragte, werde ich mich hier, um Wiederholungen zu vermeiden, auf eine oberflächliche und kurze Schilderung des wichtigsten Abenteuers der beiden Landvermesser beschränken.

Die Engländer stiegen höher hinauf, weit über die Grenze der Wolken hinaus. Hier stießen sie auf eine riesige Boa constrictor. Einer von ihnen fiel in der Halbdunkelheit plötzlich auf „etwas“ Schlaffes und Schleimiges. Dieses „Etwas“ bewegte sich, erhob sich mit dem Geräusch raschelnder Blätter und zeigte, was es wirklich war: ein ziemlich unangenehmer Gesprächspartner. Zur Begrüßung wickelte sich die Boa um einen der abergläubischen Iren und schaffte es, bevor sie mehrere Kugeln in ihr weit geöffnetes Maul bekam, Patrick so fest in ihrer kalten Umklammerung zu halten, dass der Unglückliche wenige Minuten später starb. Nachdem sie dieses Monster nicht ohne Schwierigkeiten getötet und seine abgezogene Haut gemessen hatten, stellten die Reisenden erstaunt und erschrocken fest, dass die Schlange eine Länge von 26 Fuß hatte. Dann musste ein Grab für den armen Iren ausgehoben werden. Diese Arbeit war umso schwieriger, als die Engländer kaum Zeit hatten, seinen Leichnam den Milane zu entreißen, die von allen Seiten herangeflogen kamen. Das Grab ist bis heute zu sehen; es befindet sich in einem Felsen, etwas oberhalb von Kounnour.

Die ersten britischen Kolonisten sammelten Geld und schmückten diesen Ort mit einem angemessenen Denkmal zum Gedenken an „den ersten Pionier, der seinen Tod während der Expedition in die Berge fand“.

Nichts erinnert an die beiden „Neger“, die zu Recht die ersten „Opfer“ des Aufstiegs und die ersten Pioniere waren, wenn auch unfreiwillig.

Nachdem sie zwei schwarze Bauern und einen weißen Mann verloren hatten, stiegen die Engländer weiter auf die Höhen und stießen auf eine Herde Elefanten, die in einer regelrechten Schlacht gegeneinander kämpften. Glücklicherweise bemerkten die Tiere die Ankunft der Fremden überhaupt nicht und rührten sie nicht an. Im Gegenzug führte ihr Erscheinen zum sofortigen Zusammenbruch der Reihen der „verängstigten“ Abteilung. Als die britische Truppe sich wieder sammeln wollte, fand sie sich nur noch in kleinen Gruppen von zwei oder drei Männern wieder. Sie irrten die ganze Nacht durch den Wald. Am nächsten Tag kehrten zu verschiedenen Zeiten sieben Soldaten in das Dorf zurück, das sie alle am Abend zuvor mit so viel Überheblichkeit verlassen hatten. Drei Europäer waren spurlos verschwunden.

Mehrere Tage lang irrten Kindersley und Whish, die nun allein waren, an den Hängen der Berge umher, stiegen auf die Gipfel hinauf oder stiegen wieder in die Schluchten hinab. Sie ernährten sich von Pilzen und Beeren, die sie in großer Zahl fanden. Jeden Abend zwangen sie das Brüllen der

Tiger und Elefanten, in hohen Bäumen Zuflucht zu suchen und die Nacht ohne Schlaf zu verbringen, wobei sie abwechselnd Wache hielten und von Minute zu Minute auf den Tod warteten. Die Devas und andere geheimnisvolle Bewohner, die Wächter dieser „verzauberten“ Höhlen, zeigten sich somit von Anfang an. Die unglücklichen Entdecker waren mehr als einmal bereit, wieder ins Dorf hinabzusteigen; aber trotz aller Bemühungen und obwohl sie gerade hinabstiegen, stießen sie auf solche Hindernisse, dass sie gezwungen waren, die Richtung zu ändern. Und als sie versuchten, die Höhen oder Felsen zu umgehen, fielen sie in Höhlen ohne Ausgang. Ihre Instrumente und alle ihre Waffen, mit Ausnahme der Musketen und Pistolen, die sie selbst trugen, waren in den Händen ihrer Soldaten geblieben. Da es ihnen unmöglich war, festzustellen, wo sie sich befanden, oder den Rückweg zu finden, blieb ihnen nichts anderes übrig, als immer höher zu klettern. Wenn man bedenkt, dass sich der Nilguiri von der Seite von Kouimbatour in einer Steilwand aus senkrechten Felsen 5.000 bis 7.000 Fuß über dem Tal von Outtakamand erhebt, dass die zahlreichen Felsen schreckliche Abgründe bilden und dass die Landvermesser genau diesen Weg gewählt hatten, kann man sich leicht vorstellen, welche Schwierigkeiten sie zu überwinden hatten. Und während sie den Berg erklimmen, schien die Natur ihnen jeden Rückweg abzuschneiden. Oft mussten sie auf einen Baum klettern, um von dort über eine Schlucht auf den nächsten Felsen zu springen.

Schließlich, am neunten Tag ihrer Expedition, nachdem sie alle Hoffnung verloren hatten, in diesen Bergen noch etwas anderes als den Tod zu finden, beschlossen sie, einen letzten Abstieg zu wagen, indem sie einem geraden Weg folgten und so weit wie möglich jeden Umweg mieden, der sie vom direkten Weg abbringen könnte. Sie beschlossen daher, zunächst den Gipfel vor ihnen zu erreichen, um die Umgebung zu erkunden und den Weg, dem sie folgen mussten, besser zu erkennen. In diesem Moment befanden sie sich auf einer Lichtung, nicht weit von einer Erhebung entfernt, die ihnen wie ein sanft abfallender Hügel erschien, dessen Gipfel mit Felsen bedeckt war.

Da es offenbar keine Hindernisse gab, schien der Gipfel leicht zu erreichen zu sein. Zu großem Erstaunen der Landvermesser dauerte der Aufstieg jedoch zwei Stunden und forderte ihnen alle Kräfte ab. Der mit dichtem Gras bewachsene Boden des sanften Abhangs, das hier „Satiny“ genannt wurde, erwies sich als so rutschig, dass die beiden Engländer von Anfang an auf allen vieren kriechen und sich an Sträuchern und Büschen festhalten mussten, um nicht zu stürzen. Das Erklimmen eines solchen Hügels kam ihnen vor wie das Besteigen eines gläsernen Berges. Nach unbeschreiblichen Anstrengungen erreichten sie endlich das Ziel und ließen sich erschöpft nieder, um „das Schlimmste“ zu erwarten, wie Kindersley schreibt.

Dies war der berühmte „Hügel der Gräber“, der heute im ganzen Land Outtakamand bekannt ist und dort „Cairn“ genannt wird. Dieser druidische Name passt besser zum Charakter dieser Monumente, die aus einer unbekannten und sehr fernen Vergangenheit stammen und von den Landvermessern für Felsen gehalten wurden. Zahlreiche Erhebungen der Nilgiri-Kette sind somit mit ähnlichen Gräbern bedeckt. Es ist sinnlos, dieses Thema weiter zu diskutieren; ihr Ursprung und ihre Geschichte sind ebenso wie der Ursprung und die Geschichte der gesamten Welt, die diese geheimnisvollen Berge bevölkert, in undurchdringlichem Nebel verloren. Während unsere Helden sich ausruhen, wollen wir jedoch über diese Monumente sprechen – die Geschichte ist kurz.

Als zwanzig Jahre nach diesen ersten Ereignissen die ersten Ausgrabungen vorgenommen wurden, fanden die Europäer in jedem Grab eine große Menge an Werkzeugen aus Eisen, Bronze oder Ton, Figuren von außergewöhnlicher Form und metallische Ornamente von grober Machart. Diese Figuren – offenbar Götzenbilder – diese Dekorationen und Instrumente, erinnern in keiner Weise an ähnliche Gegenstände, die in anderen Teilen Indiens und von anderen Völkern verwendet wurden. Die Gegenstände aus Ton sind besonders schön anzusehen; man scheint Prototypen von Reptilien zu betrachten (beschrieben von Berosus), die zur Zeit der Erschaffung der Welt durch das Chaos krochen. Was die Gräber selbst betrifft, so kann nichts über die Zeit ihrer Errichtung, die Arbeiter, die sie geschaffen haben, und das Volk, dem sie als letzte Ruhestätte auf Erden dienten, gesagt werden; es ist unmöglich, Vermutungen anzustellen, da alle Hypothesen durch dieses oder jenes unwiderlegbare Argument sofort widerlegt werden können. Was bedeuten diese seltsamen

geometrischen Formen aus Stein, Knochen oder Lehm? Was bedeuten diese sehr regelmäßigen Zehnecke, Dreiecke, Fünfecke, Sechsecke und Achtecke? Und diese Lehmfiguren mit Vogelkörpern und Schaf- und Eselsköpfen? Die Grabstätten, d. h. die Mauern, die diese Gräber umgeben, sind immer oval und eineinhalb bis zwei Meter hoch. Sie bestehen aus großen, unbearbeiteten Steinen ohne Mörtel, wobei jedes Grab von einer 4 bis 6 Meter tiefen Mauer umgeben und mit einem Gewölbe aus polierten Steinen bedeckt ist, das recht gut konstruiert ist. Da sie über Jahrhunderte hinweg mit Erde und Kies gefüllt, dass es schwierig war, sie zu unterscheiden. Die Formen der Särge, die äußerlich den sehr alten Gräbern anderer Teile der Welt ähneln, geben jedoch keinen Aufschluss über ihre Herkunft. Ähnliche Monumente finden sich in der Bretagne und anderen Teilen Frankreichs, in Gallien und England sowie im Kaukasus. In ihren Erklärungen konnten die englischen Gelehrten natürlich nicht auf die Skythen und Parther verzichten, die offenbar die Gabe der Allgegenwart besitzen. Allerdings gibt es in den dort gefundenen archäologischen Relikten nichts Skythisches; außerdem wurden bisher weder Skelette noch Gegenstände gefunden, die Waffen ähneln. Auch keine Inschriften, obwohl Steinplatten mit vagen Spuren ausgegraben wurden, die in den Ecken an die Hieroglyphen der Obeliken von Paleng und anderen mexikanischen Ruinen erinnern.

Unter allen fünf Stämmen der Nilgiri-Berge und den Wesen, die fünf völlig unterschiedlichen Rassen* angehören, konnte niemand irgendwelche Auskünfte über die völlig unbekannten Grabstätten geben. Auch die Todds – der älteste der fünf Stämme – wissen nichts darüber. „Diese Särge gehören nicht

** Die Beschreibung der fünf Stämme wird im dritten Kapitel gegeben.*

uns, und wir wissen nicht, wem sie gehören. Unsere Väter und unsere ersten Generationen haben sie hier gefunden – niemand hat sie in unserer Zeit gebaut.“ Dies ist die Antwort, die die Todds den Archäologen ausnahmslos geben. Wenn wir uns an die von den Todds behauptete Antike erinnern, könnten wir zu dem Schluss kommen, dass die Vorfahren von Adam und Eva in diesen Gräbern begraben wurden. Die Riten der fünf Stämme unterscheiden sich völlig voneinander. Die Todds verbrennen ihre Toten zusammen mit ihren Lieblingsbüffeln; die Moulou Kouroums begraben sie unter Wasser; die Erroulars binden sie an die Spitze eines Baumes.

Hätten die verirrtten Jäger neue Kräfte gewonnen und das umliegende Land, das sich zu beiden Seiten über viele, viele Meilen erstreckte, erkundet, wären sie mir sicherlich zuvorgekommen mit der Beschreibung eines der wunderbarsten Panoramen Indiens. Denn in diesem Moment befanden sie sich – ohne es zu wissen – auf dem höchsten Gipfel dieser Berge, mit Ausnahme des Pic de Toddabet, den die Engländer – ich weiß nicht warum – Doddabet nennen. Es ist schwer vorstellbar, noch schwerer zu beschreiben, welche Gefühle die beiden Söhne Albions überwältigten, als ihre Augen diesen imposanten Anblick erblickten. Man könnte meinen, dass nichts dem Enthusiasmus eines Künstlers oder eines Mitglieds des „Alpine Club“ in ihren erschöpften Körpern Platz finden könnte. Sie waren hungrig, sie waren halb tot vor Erschöpfung, und unter solchen Umständen wird ein solcher körperlicher Zustand immer über das geistige Element unserer unglücklichen Menschheit siegen. Wenn sie – wie es heute oft der Fall ist – sechzig Jahre später mit ihren Nachkommen auf diesem Gipfel angekommen wären, zu Pferd oder in einer Federwagen, umgeben von einem Dutzend Körben voller Proviant für ein fröhliches Picknick, hätten sie sicherlich die Ekstase empfunden, die wir alle empfinden, wenn wir diese neue Welt betrachten, die sich dem Betrachter auf dieser Höhe zu offenbaren scheint. Für die Präsidentschaft von Madras, für die beiden Engländer und auch für uns kam ein kritischer Moment, denn wären die beiden Landmesser in den Bergen umgekommen, wären jährlich Hunderte von Menschenleben nicht gerettet worden, und unsere Geschichte wäre nicht geschrieben worden. Da dieser Gipfel eng mit den folgenden Ereignissen verbunden ist, bitte ich um Erlaubnis, meine eigenen Gefühle mangels einer besseren Beschreibung zum Ausdruck zu bringen.

Wer jemals den „Hügel der Gräber“ bestiegen hat, wird ihn nie vergessen. Und der Verfasser dieser Zeilen hat diese Herkulesaufgabe – den Aufstieg auf diesem rutschigen Weg – mehr als einmal

bewältigt. Ich beeile mich jedoch, einen Vorbehalt und ein Geständnis anzubringen: Ich habe diese heroische Unternehmung immer in einer Gruppe unternommen, bequem sitzend in einer Sänfte, die auf den Köpfen von zwölf durstigen Kulis ruhte, die in Indien immer bereit sind, für eine Handvoll Kupfermünzen ihr Leben zu riskieren.

In Englisch-Indien gewöhnen wir uns leicht an alles, sogar daran, unverbesserliche Mörder unserer unglücklichen minderwertigen Brüder zu werden, der ausgemergelten Kulis, die die Farbe und Dünne von Lebkuchen haben. Im Falle des „Hügels der Gräber“ wünschen und fordern wir jedoch mildernde Umstände, denn wir fühlen uns in unserem Gewissen schuldig. Der Zauber der ganzen Welt, die Verzauberungen der Natur, die den Reisenden auf dem Gipfel erwarten, lähmen jede Rücksichtnahme – nicht nur gegenüber der Milz anderer, sondern auch gegenüber der eigenen Milz.

Versuchen Sie sich dieses Bild vorzustellen. Sie erreichen 9.000 Fuß über dem Meeresspiegel. Sie besteigen diesen Gipfel und blicken auf einen zart saphirfarbenen Raum, der sich über eine Fläche von vierzig Meilen um den Gipfel erstreckt, mit dem Malabarian River am Horizont und zu Ihren Füßen eine Weite von zweihundert Meilen Länge und Breite. Ob Sie nach rechts oder links, nach Norden oder Süden blicken, vor Ihnen liegt ein welliger, uferloser Ozean aus blauen und zinnoberroten Höhen, felsigen Gipfeln, die spitz, zerklüftet oder abgerundet sind und bizarre, phantasievolle Formen bilden – wie eine wütende See, in der Saphir und Smaragd in der intensiven Strahlung der tropischen Sonne während eines furchtbaren Wirbelsturms verschmelzen, wenn die gesamte flüssige Masse mit Masten von Schiffen bedeckt ist, die sinken oder bereits in den Strudel gezogen wurden. So erscheint uns das Ozeanphantom, wie in einem Traum.

Schauen Sie nach Norden. Der Kamm der Nilguiri-Kette, der sich 3.500 Fuß über die bergigen Ebenen von Maissur erhebt, stürzt sich als gigantische Brücke von fünfzehn Meilen Breite und neunundvierzig Meilen Länge in den Raum; als wäre er aus dem pyramidenförmigen Jellamilai der westlichen Ghats herausgeschleudert worden – mit rasendem Kopf fliegend, mit schillernden Abgründen zu beiden Seiten, bis die runden Hügel von Maissur in dem samtigen azurblauen Nebel verschwinden. Dort, wo sie auf die nadelspitzen Gipfel von Paikar trifft, fällt diese gewaltige Brücke abrupt ab und hinterlässt eine sehr schmale Bergverbindung, die eine Kette mit der anderen verbindet, in kleine Felsen zerbricht und sich in einen tosenden, heulenden Strom verwandelt, dessen Wellen wild rollen, als wollten sie einen ruhigen Fluss einholen, der aus den mächtigen Höhlen des Berges entspringt.

Dann wieder – betrachten Sie die Südseite des „Hügels der Gräber“. Innerhalb eines Raumes von hundert Meilen, der die gesamte südwestliche Region der „Blauen Berge“ umfasst, düster, majestätisch in ihrer unzugänglichen und ursprünglichen Schönheit, nahe den unpassierbaren Sümpfen von Kouimbatour, umgeben von den ziegelroten Bergen von Kshund. Weiter entfernt, links, in Richtung Süden, windet sich der Kamm des „Ghat“ wie eine steinerne Schlange zwischen zwei Reihen steiler Vulkangesteine. Diese riesigen Amphitheater, gekrönt von Pinienwäldern, zerzaust und vom Wind in alle Richtungen gebogen, bieten mit ihren einsamen und zerklüfteten Gipfeln einen sehr kuriosen Anblick. Es scheint, als wollte die vulkanische Kraft, die sie hervorgebracht hat, einen felsigen Prototyp des zukünftigen Menschen schaffen, denn diese Felsen haben eine menschliche Form. Durch den bewegten, durchsichtigen Nebel scheinen sich diese grandiosen Arenen ebenfalls zu bewegen, eine nach der anderen, und es entsteht das Bild von alten, mit jahrhundertealtem Moos bedeckten Felsen, die im Raum springen und galoppieren. Sie vermischen sich, drängeln sich, überholen sich gegenseitig und eilen weiter wie Schulkinder, die um die Vorherrschaft kämpfen, um die freien Plätze zu erreichen und frei zu sein.

Und ringsum, hoch oben, direkt zu Füßen des Touristen, der sich auf dem „Hügel der Gräber“ befindet, vermittelt sich ein ganz anderes Bild, das den Vordergrund bildet: Ruhe, harmonische Natur, göttliche Glückseligkeit.

Wahrlich, dies *ist* eine Frühlingsidylle von Vergil, eingerahmt von den bedrohlichen Bildern aus Dantes „Inferno“. Blumenbedeckte smaragdgrüne Hänge wechseln sich ab mit hohen, seidigen Wiesen in den Bergtälern. Aber statt schneeweißer Schafe, Hirtenjungen und -mädchen sieht man

eine Herde riesiger Büffel, schwarz wie Teer, und in der Ferne, wie eine unbewegliche Statue aus Bronze, die athletische Silhouette eines jungen Todd-Tiralli (Priester) mit langen, lockigen Haaren.

Auf diesem Gipfel herrscht ewiger Frühling, und selbst die eisigen Nächte im Dezember und Januar sind machtlos und werden von der aufgehenden Sonne besiegt. Hier ist alles frisch, alles grün, und Blumen aller Art verströmen das ganze Jahr über ihren Duft. Und die „Blauen Berge“ auf diesem Gipfel haben den ganzen Charme einer Jugend, die durch ihre Tränen lächelt und dadurch umso schöner ist; so sind auch die „Blauen Berge“ während der Regenzeit*. Alles auf diesen Gipfeln scheint zum ersten Mal geboren zu sein. Der reißende Gebirgsbach ist hier noch in seiner Kindheit. Er bricht wie ein hauchdünner Faden aus seinem Geburtsgestein hervor und fließt als sprudelnder Bach weiter, dessen durchsichtiger Grund jene

** Während der Regenzeit, wenn sintflutartige Regenfälle die Ebenen am Fuße der Berge überschwemmen, fallen nur wenige Regentropfen auf die Höhen, und das auch nur für einige Stunden am Tag, in Abständen.*

Atome, die später die gewaltigen Felsen der Zukunft bilden. Dieser harte Aspekt der Natur ist in der Tat ein vollendetes Symbol für das menschliche Leben: rein und klar auf dem Gipfel, wie die Jugend, dann tiefer, streng und gequält wie das Leben selbst in seinen fatalen Kämpfen. Doch sowohl im Tal als auch auf den Bergen blühen das ganze Jahr über Blumen, die alle schillernden Farben der magischen Palette Indiens zeigen. Für jemanden, der aus der Tiefe auf den Gipfel der „Blauen Berge“ steigt, erscheint alles außergewöhnlich, fremd und wild. Der ausgemergelte, gingerbread-farbene Kuli, majestätisch in eine weiße Leinentoga gehüllt, die sonst niemand in Indien trägt, verwandelt sich in einen hochgewachsenen Todd mit blassem Gesicht, der wie eine Erscheinung aus dem alten Griechenland oder Rom wirkt, mit hochmütigem Profil und einem herablassenden, trotzigem Blick auf einen Hindu, wie ein Stier, der seinen nachdenklichen Blick auf eine schwarze Kröte richtet. Hier wird die gestreifte Krähe der Niederungen mit ihren gelben Füßen zum mächtigen Adler der Berge; hier entwickeln sich die ausgetrockneten Streifen und verbrannten Kletten, die Kakteen der Felder von Madras, zu riesigen Kräutern und Bambuswäldern, in denen Elefanten mutig Verstecken spielen, ohne die Augen der Menschen zu fürchten. Die russische Nachtigall singt auf diesen Höhen, und der Kuckuck legt seine Eier in das Nest der gelbschnabeligen „Maina“ des Südens, anstatt sie in das Nest ihres nördlichen Freundes, der dummen Krähe, zu legen, die sich in diesen Wäldern in einen grausamen kohlschwarzen Raben verwandelt. Überall sieht man Kontraste, überall, wohin das Auge blickt, tauchen Anomalien auf. Während der Tagesstunden erklingen aus dem üppigen Laub der wilden Apfelbäume melodiose Klänge und trällernde Lieder von Vögeln, die in den Tälern Indiens unbekannt sind, während in den düsteren Kiefernwäldern das grausame Brüllen des Tigers und das „Tchitt“ und Brüllen des wilden Büffels zu hören sind. Oft wird die feierliche Stille, die auf diesen Gipfeln herrscht, durch geheimnisvolles, leises Murmeln, durch Zittern und plötzlich durch einen heiseren Schrei unterbrochen – dann ist wieder alles still, ausgelöscht in den duftenden Wellen der reinen Bergluft, und lange Zeit herrscht ununterbrochene Stille.

In diesen Stunden tiefer Stille kann ein aufmerksames Ohr, wenn es die Natur liebt, den Schlag ihres kräftigen und mächtigen Pulses hören und intuitiv die Feinheit dieser ewigen Bewegung in der stillen Manifestation des freudigen Lebens spüren, wie es durch diese Myriaden sichtbarer und unsichtbarer Formen zum Ausdruck kommt. Wer einmal im Blauen Nilgiri gelebt hat, kann es unmöglich vergessen. In diesem wunderbaren Klima Mutter Natur all ihre verstreuten Kräfte und konzentrierte sie zu einer einzigartigen Kraft, um alle Prototypen ihrer großartigen Schöpfungen hervorzubringen. Es scheint, als wechsele sie bei der Schöpfung abwechselnd zwischen den nördlichen und südlichen Zonen der Erde. Deshalb erwacht sie zur Aktivität, erweckt alles zum Leben – und schläft dann wieder ein, müde und träge. Man sieht sie halb schläfrig in der strahlenden Schönheit der Sonnenstrahlen, eingelullt von den harmonischen Melodien all ihrer Reiche. Dann sieht man sie wieder stolz und wild, und man wird an ihre Macht erinnert durch die kolossale Flora ihrer tropischen Wälder und das Brüllen ihrer großen Raubkatzen. Ein Schritt in die entgegengesetzte Richtung, und die Natur sinkt wieder nieder, als wäre sie von einer extremen

Anstrengung erschöpft, und fällt in einen herrlichen Schlaf auf dem Teppich aus Vergissmeinnicht, Maiglöckchen und den Veilchen des Nordens. Unsere große und mächtige Mutter liegt dort ausgestreckt, still und regungslos, unter den Liebkosungen der Zephyrwinde und den zarten Flügeln der Schmetterlinge und anderer Lepidoptera, selten und von bezaubernder Schönheit.

Heute ist der Fuß dieses Hügels von einem dreifachen Gürtel aus Eukalyptuswäldern bedeckt. Diese Wälder verdanken ihre Existenz den ersten europäischen Pflanzen...

Wer die stattlichen Eukalyptusbäume australischer Herkunft nicht kennt, die in drei oder vier Jahren viel stärker wachsen als andere Bäume in zwanzig Jahren, der weiß nichts vom wesentlichen Reiz eines Gartens. Dieser Wald, der als unvergleichliches Mittel zur Reinigung der Luft von allen Miasmen dient, macht das Klima des Nilgiri gesünder. Alle Einheimischen sowie Ausländer, die in der Präsidentschaft von Madras leben und durch die Monotonie der sengenden indischen Sonne erschöpft sind, haben nur ein Verlangen: Gesundheit und Ruhe in der Abgeschiedenheit der Blauen Berge zu suchen, und sie werden nie in ihren Erwartungen enttäuscht. Der müde Reisende, der die Nilgiri, die Blauen Berge, besteigt, erhält alle Schätze, die ihm der Geist der Berge im Namen seiner Königin schenkt: einen riesigen Blumenstrauß, in dem alle Klimazonen, alle Pflanzen und alle Tiere und Vögel aus allen fünf Teilen der Welt vereint sind. Die „Blauen Berge“ sind die Visitenkarte der Natur, voller Titel und Verdienste, die sie – die grausame Stiefmutter der Europäer in Indien – ihren Sklaven als Zeichen der vollständigen Versöhnung schenkt.

** Vor vierzig Jahren erhielt General Morgan drei Pfund Eukalyptussamen aus Australien und verstreute sie über alle öden Flächen und die umliegenden Täler von Outtakamand.*

Endlich kam für unsere armen Helden die Stunde der Versöhnung. Sie waren geschwächt und gebrochen und konnten kaum noch auf den Beinen stehen. Kindersley, der Stärkere der beiden, hatte weniger gelitten als Whish. Nach einer kurzen Rast machte er sich auf, um den Gipfel zu umrunden und durch das Chaos aus Wäldern und Felsen den einfachsten Weg zum Abstieg zu finden. Da glaubte er, in der Nähe Rauch zu sehen. Kindersley eilte zu seinem Freund zurück, um ihm diese Neuigkeit mitzuteilen. Doch wie groß war seine Überraschung! Vor ihm stand sein Freund Whish, gebeugt, todblass und fiebrig zitternd. Mit einer krampfhaften Geste zeigte Whish mit ausgestrecktem Arm auf eine Stelle in der Nähe. Kindersley folgte der Richtung seines Fingers und sah in einer Entfernung von etwa hundert Fuß zuerst eine Behausung, dann einige Männer. Dieser Anblick, der zu jeder anderen Zeit eine Quelle der Freude gewesen wäre, erweckte in ihnen – sie wussten nicht warum – eine unaussprechliche Angst. Das Haus war seltsam – von einer ihnen völlig unbekannten Form. Es hatte weder Fenster noch Türen; es war rund wie ein Turm und gipfelte in einem pyramidenförmigen Dach, das oben abgerundet war. Und was die Menschen dort betraf, so zögerten die beiden Engländer zunächst, sie für Menschen zu halten.

Instinktiv versteckten sich beide hinter einem Busch und spähten zwischen den Zweigen hindurch, um die seltsamen Silhouetten zu beobachten, die sich vor ihnen bewegten.

Kindersley spricht von einer „Bande von Riesen, umgeben von mehreren Gruppen widerwärtig hässlicher Zwerge“. Die Engländer vergaßen ihre frühere Kühnheit und die Art und Weise, wie sie die Chicaris verspottet hatten, und glaubten bereits, dass es sich um die Riesen und Gnome dieser Berge handelte. Doch bald erkannten sie, dass sie die großen Todds, die Baddagues, ihre Vasallen und Verehrer und die kleinen Diener dieser Vasallen sahen – die hässlichsten Wilden der ganzen Welt – die Moulou-Kouroumbis.

Die Engländer hatten keine Patronen mehr, sie hatten ihre Musketen verloren und waren zu schwach, um sich gegen einen Angriff der Zwerge zu wehren. Sie waren bereit, diesen Hügel zu verlassen, indem sie sich wie Bälle auf dem Boden rollten, als sie plötzlich einen weiteren Feind wahrnahmen, der sie von der Seite überraschte. Einige Affen hatten sich an die Engländer herangeschlichen. Sie saßen etwas höher als die beiden Reisenden auf einem Baum und eröffneten das Feuer mit einem ziemlich unangenehmen Geschoss – Schlamm. Ihr Geschrei und ihre Kampfschreie erregten sehr bald die Aufmerksamkeit einer Herde riesiger Büffel, die in der Nähe

vorbeizog. Nun begannen diese Büffel zu brüllen, hoben ihre Köpfe in Richtung Gipfel des Hügels. Schließlich bemerkten die Todds selbst unsere Helden, und wenige Minuten später tauchten die abstoßenden Zwerge auf und packten ohne Hilfe die beiden erschöpften Engländer.

Kindersley – so schreibt er selbst – „fiel nur wegen des widerlichen Geruchs, der von diesen Monstrositäten ausging, in Ohnmacht“.

Zur großen Überraschung der beiden Freunde verschlangen die Zwerge sie nicht, sie taten ihnen nicht einmal weh. „Sie sprangen die ganze Zeit herum, tanzten vor uns und lachten laut“, berichtet Kindersley. „Die Riesen – also die Todds – benahmen sich ganz wie Gentlemen (sic)!“ Nachdem die Todds ihre offenbar natürliche Neugier beim Anblick der ersten weißen Menschen, denen sie jemals begegnet waren (wie sich später herausstellte), befriedigt hatten, gaben sie ihnen ausgezeichnete Büffelmilch zu trinken, servierten ihnen Käse und Pilze und legten sie dann in dem pyramidenförmigen Haus schlafen, „wo es dunkel, aber trocken und warm war und wo wir bis zum nächsten Morgen tief und fest schliefen“.

Später erfuhren unsere Freunde, dass die Todds die ganze Nacht in feierlicher Beratung verbracht hatten. Einige Jahre später erzählten die Todds einem Herrn Sullivan alles, was sie in diesen denkwürdigen Stunden erlebt hatten. (Sie nennen Herrn Sullivan, der ihr Vertrauen und ihre Liebe gewonnen hatte, noch immer ihren „väterlichen Bruder“*, ein Begriff, der nach „Vater“ ihre höchste Verehrung ausdrückt.) Die Todds erzählten ihm, dass sie schon lange auf „die Männer, die im Land der untergehenden Sonne leben“ gewartet hätten. Sullivan fragte sie, wie sie diese Ankunft vorhersehen konnten, und alle Todds gaben ausnahmslos dieselbe Antwort: „Die Büffel haben es uns schon lange gesagt; sie wissen immer alles.“ In dieser Nacht hatten die Todds über das Schicksal der Engländer entschieden und gleichzeitig ein neues Kapitel in ihrer eigenen Geschichte aufgeschlagen.

Als die Todds am nächsten Morgen sahen, dass die Engländer nur mühsam vorankamen, befahlen sie ihren Vasallen, Tragen zu bauen, auf denen sie von den Baddagues getragen wurden. Am selben Morgen hatten die Landvermesser gesehen, wie die Todds die Zwerge fortgeschickt hatten. „Seitdem haben wir bis zum Nilguiri nie wieder einen Tag unserer Rückkehr zu ihnen gesehen und sind ihnen nirgendwo begegnet“, berichtet Kindersley. Wie später, insbesondere durch die Berichte des Missionars Metz, bekannt wurde, hatten die Todds nicht ohne Grund um ihre Gäste gefürchtet, dass die feindseligen Zwerge der Moulou-Kouroumb ihnen etwas antun könnten;

** Aus Gründen, die ich später erläutern werde, erkannten die Todds außer dem Vater keine Verwandten an, und das meist nur dem Namen nach. Der Vater der Todds ist der Mann, der ihn adoptiert hat.*

sie in ihre Höhlen im Wald zurückzukehren und ihnen strengstens zu verbieten, die weißen Reisenden anzusehen. Diese seltsame Verteidigungsmaßnahme wurde dem Missionar damit erklärt, dass „der Blick der Kouroumb den Menschen tötet, der ihn fürchtet und nicht an ihn gewöhnt ist“. Mit der Ankunft der beiden Jäger, deren Schrecken und Abscheu beim Anblick dieser Zwerge den Todds auffiel, verboten die Riesen den Zwergen sofort, die weißen Männer anzusehen. Arme Todds, die so edle Seelen waren! Wer weiß, wie sehr diese alten Männer später bereuten, dass sie diese Vermessungsingenieure nicht dem bösen Blick der Moulou-Kouroumb überlassen hatten, denn das Schicksal des gesamten Nilguiri hing von ihrer Rückkehr nach Madras und ihrem Bericht ab. Aber die „Büffel hatten entschieden ... und sie wussten es!“

Die Engländer, überrascht und natürlich glücklich über ihre unerwartete Rettung, wurden von den Baddagues langsam und vorsichtig auf Tragen getragen und hatten diesmal Gelegenheit, die Straße zu studieren und sich einen besseren Eindruck von der Umgebung zu verschaffen. Sie staunten über die Vielfalt der Flora, die tropische Arten zusammen mit denen nördlicher Klimazonen umfasste. Sie sahen alte riesige Kiefern, deren Stämme und Wurzeln vollständig mit Aloe und Kakteen bedeckt waren. Veilchen wuchsen am Fuße der Palmen; zitternde Espen und weißrindige Birken spiegelten ihre Schönheit in den düsteren und stillen Gewässern eines Teiches wider, auf dessen

Oberfläche sich die Lotusblume, die heilige Blume Ägyptens, spiegelte.

Am Fuße von Palmen spiegelten sich zitternde Espen und weißbrindige Birken in dem dunklen, stillen Wasser eines Teiches, auf dessen Oberfläche die Lotusblume, die heilige Blume Ägyptens und Indiens, blühte. Auf ihrem Weg begegneten sie Obstbäumen aus allen Ländern, Kastanien aller Art, Bananen, Äpfeln und Ananas, Erdbeeren und Himbeeren. Land der Fülle, gesegneter Boden! Anscheinend waren die „Blauen Berge“ eine Region, die von der Natur für ihre weltweite Pflanzenvielfalt ausgewählt worden war.

Auf ihrem Weg hörten die Reisenden das ständige Plätschern von Hunderten von Bächen; kristallklares und gesundes Wasser sprudelte aus den Felsspalten; Dämpfe stiegen aus Mineralquellen auf, und alles strahlte eine Frische aus, die die beiden Reisenden im glühend heißen Indien längst vergessen hatten.

In der ersten Nacht dieser Expedition machten unsere Helden eine seltsame Erfahrung. Die Baddagues packten sie nach kurzer Überlegung plötzlich, zogen sie trotz ihres verzweifelden Widerstands vollständig aus und tauchten sie in das lauwarne Wasser eines Teiches, um ihre Wunden zu waschen. Dann hielten sie sie mit gekreuzten Armen über den heißen Dampf des Wassers und sangen einen Gesang, der wie eine Beschwörungsformel klang. Sie schnitten Grimassen und stießen so wilde Schreie aus, wie Kindersley schreibt, dass „wir tatsächlich einen Moment lang glaubten, wir würden den Göttern des Waldes geopfert werden“.

Die Landvermesser hatten sich geirrt! Aber erst am nächsten Morgen konnten sie sich von ihrem ungerechtfertigten Verdacht überzeugen. Nachdem sie ihre wunden Füße mit einer Salbe aus weicher Tonerde und saftigen Kräutern eingerieben hatten, wickelten die Baddagues die beiden Jäger in Decken „und legten sie buchstäblich über den lauwarmen Dämpfen der Quelle schlafen“. Am nächsten Morgen, als sie erwachten, verspürten die beiden Engländer eine wunderbare Erfrischung am ganzen Körper und fühlten eine ungewöhnliche Kraft in ihren Muskeln. Alle Schmerzen in ihren Beinen und Gelenken waren wie durch Zauberei verschwunden. Gestärkt und bei guter Gesundheit standen sie auf. „Wir schämten uns wirklich, diese Wilden so ungerechtfertigt verdächtig zu haben“, schreibt Whish in einem Brief an einen Freund.

Am Nachmittag waren sie wieder so weit abgestiegen, dass sie die Hitze zu spüren bekamen; da wurde ihnen bewusst, dass sie die Nebelregion durchquert hatten und sich im Land der Kouimbatour befanden.

Whish schreibt, wie sehr sie die folgende Tatsache überraschte, als sie den Berg bestiegen und bei jedem Schritt Spuren von wilden Tieren wahrnahmen; sie mussten ständig auf der Hut sein und alle möglichen Vorsichtsmaßnahmen treffen, um nicht in die Höhlen von Tigern zu fallen, einem Elefanten oder einer Herde „Tchitts“ zu begegnen. Auf dem Rückweg schien der Wald tot zu sein; „die Vögel flogen nicht in unsere Nähe, obwohl wir ihr Zwitschern in der Ferne hören konnten ... und wir sahen auch keinen einzigen roten Hasen über den Weg laufen.“ Die Baddagues folgten einem kaum sichtbaren, gewundenen Pfad, der sie anscheinend ohne Hindernisse weiterführte.

Gerade als die Sonne unterging, verließen sie den Wald und trafen bald auf die Bewohner von Kouimbatour, die aus den verstreuten Dörfern am Fuße des Berges kamen. Die Vermesser mussten ihnen ihre Führer nicht vorstellen. Sobald die Baddagues in der Ferne die Kulis sahen, die in großen Scharen von der Arbeit nach Hause kamen, verschwanden sie und sprangen wie eine Herde verängstigter Affen von Fels zu Fels. Die auf wundersame Weise geretteten Jäger waren wieder allein. Sie befanden sich am Waldrand; alle Gefahr war vorüber. Sie befragten die Dorfbewohner und erfuhren, dass sie mit den Baddagues ganz in der Nähe von Malabar, in Uindi, einem Bezirk direkt gegenüber von Kouimbatour, den Abstieg gemacht hatten. Eine ganze Bergkette trennte sie von der Kolakambe-Kaskade und dem Dorf, das sie verlassen hatten. Die Malabariten führten sie zur Hauptstraße, und der gastfreundliche Oberhaupt der Stadt lud die beiden Engländer zum Abendessen ein. Am nächsten Tag, nachdem sie sich Pferde besorgt hatten, erreichten sie gegen Abend endlich das Dorf, das sie zwölf Tage zuvor auf ihrer Expedition in die verzauberten Berge

verlassen hatten.

Die Nachricht von der sicheren Rückkehr der gotteslästerlichen Saabs aus dem Reich der Götter verbreitete sich blitzschnell im ganzen Dorf und in der Umgebung.

Die Devas hatten die unverschämten Männer nicht bestraft, hatten nicht einmal die „Ferings“ angerührt, die so dreist ihren Himmel verletzt hatten, der seit Jahrhunderten für den Rest der Welt verschlossen war. Was hatte das zu bedeuten? Waren sie die Auserwählten der Saddou? Das waren die Gefühle, die von einem Dorf zum nächsten weitergegeben wurden, bis sie sich überall verbreitet hatten und zum außergewöhnlichsten Ereignis des Tages geworden waren. Die Brahmanen hüllten sich in bedrohliches Schweigen. Die alten Männer sagten: „Es war der Wille der gesegneten Devas; aber was hält die Zukunft bereit? Das wissen nur die Götter.“

Die Aufregung reichte weit über die Grenzen des Bezirks hinaus. Menschenmassen aus Dravidianern strömten herbei, um sich vor den Engländern niederzuwerfen und sich ehrfürchtig vor den Auserwählten der Götter zu verneigen.

Die englischen Landvermesser triumphierten. Das „britische Prestige“ fasste fest Fuß und übte viele Jahre lang uneingeschränkte Herrschaft am Fuße der „Blauen Berge“ aus.

KAPITEL II

Bis hierhin und trotz der Angaben, die ich den Berichten von Kindersley und Whish entnommen habe, scheint meine Geschichte gänzlich legendär. Da ich nicht im Geringsten der Übertreibung verdächtigt werden möchte, werde ich meine Erzählung auf die Worte des Gouverneurs von Kouimbatour selbst, des hochverehrten D. Sullivan, stützen und Auszüge aus seinen Berichten an die Ostindien-Kompanie verwenden, die im selben Jahr veröffentlicht wurden. Unser „Mythos“ wird somit den Stempel eines rein offiziellen Berichts tragen. Dieses Werk wird daher nicht – wie es bisher der Fall zu sein schien – als eine Passage aus der halb fantastischen Geschichte zweier hungernder und fast sterbender Jäger erscheinen, die aufgrund ihrer Entbehrungen und Strapazen von Fieber und Wahnvorstellungen befallen wurden, oder als einfacher Verweis auf die Geschichte, die von den abergläubischen Dravidern erfunden wurde. Mein Buch wird eine wahrheitsgetreue Interpretation des Berichts eines englischen Beamten und eine Zusammenfassung seiner statistischen Arbeit über die „Blauen Berge“ sein. Herr D. Sullivan wohnte in Nilguiri und regierte über einen langen Zeitraum die fünf Stämme. Die Erinnerung an diesen gerechten und guten Mann wird noch lange weiterleben; sie lebt noch immer in den Hügeln*, die durch OuttaKamand verewigt wurden, das er mit seinen blühenden Gärten und seinem schönen See erbaut hat. Und seine Bücher, die für alle zugänglich sind, dienen als Beweis und Bestätigung für alles, was ich geschrieben habe. Unsere Geschichte kann nur an Interesse gewinnen, wenn wir uns an die authentischen Aussagen des ehemaligen Sammlers von Kouimbatour halten.

Während meines Aufenthalts in Nilguiri habe ich persönlich die überprüften Aussagen zahlreicher Beamter und Missionare über die Todds und die Kouroumbis untersucht; ich habe ihre Berichte und Theorien mit den Angaben in den Büchern von Herrn Sullivan und mit den authentischen Worten von General Morgan und seiner Frau verglichen und garantiere die absolute Echtheit all dieser Berichte.

Ich setze meine Geschichte fort, als die Vermessungsingenieure nach ihrer wundersamen Flucht nach Madras zurückkehrten.

Die Gerüchte über das neu entdeckte Land und seine Bewohner, ihre Gastfreundschaft und

** Sein Sohn ist in ganz Madras bekannt; seit mehreren Jahren ist er eines der vier Mitglieder des Regierungsrats von Madras. Er lebt fast ausschließlich in den Bergen von Nilgiri.*

vor allem die Hilfe, die die Todds den englischen Helden geleistet hatten, nahmen solche Ausmaße

an, dass die „Väter“ erkannten, dass es ihre Pflicht war, sich ernsthaft mit der Angelegenheit zu befassen.

Ein Kurier wurde von Madras nach Kouimbatour geschickt. Heute dauert diese Reise zwölf Stunden, damals dauerte sie zwölf Tage. Im Namen der höchsten Behörden wurde dem „Gouverneur“ des Distrikts folgender Befehl erteilt: „Herr John Sullivan, Steuereinnahmer, wird hiermit beauftragt, den Ursprung der fabelhaften Geschichten, die über die ‚Blauen Berge‘ im Umlauf sind, zu untersuchen, ihre Echtheit zu überprüfen und den Behörden einen Bericht zu übermitteln.“

Der Steuereintreiber organisierte sofort eine Expedition; nicht wie die Vermessungsingenieure, die hastig eine Handvoll Männer zusammenkramten, die leicht aufgelöst werden konnten, sondern er verfügte über ein ganzes Kontingent, das er ausrüstete, als würde es zu den Polarmeeren aufbrechen.

Eine ganze Armee von Sepoys folgte ihm, mit mehreren Dutzend Kriegselefanten, Hunderten von Jagdhunden und Ponys. Die Nachhut bestand aus zwei Dutzend englischen Jägern. Sie trugen Geschenke mit sich: für die Todds

** Tchitts sind Haustiere, die für die Jagd auf Wildschweine, Wildziegen und Bären gehalten werden. Alle Jäger in Indien verwenden sie.*

Waffen – die sie noch nie zuvor gesehen hatten – für die Kouroums, Turbane für die Feiertage, eine Kopfbedeckung, die ihnen unbekannt war. Alles war genau so, wie es sein sollte. Sie trugen Zelte und Werkzeuge mit sich; Ärzte begleiteten sie mit einer vollständigen Apotheke. Auch Schlachtbullen wurden nicht vergessen, und Gefangene wurden mitgenommen, um den Weg zu bahnen, wo das Sprengen von Felsen und das Schneiden von Straßen Leben gefährden würde. Es fehlten jedoch einheimische Führer, da alle Männer dieses Berufsstandes aus den Dörfern geflohen waren. Das Schicksal, das die beiden Malabariten während der ersten Expedition ereilt hatte, war allen noch frisch in Erinnerung. „Vielleicht werden die Einheimischen zur Verantwortung gezogen“, sagten die verängstigten Brahmanen, worauf die erschrockenen Draviden hinzufügten: „Und vielleicht werden sogar die Engländer mit ihrem Ansehen zur Verantwortung gezogen, obwohl die Tat der Baarsaabs bisher ungestraft geblieben ist.“

Drei „große Rajahs“ sandten Gesandte aus Maissour, Vadian und Malabar mit der Anweisung, den Anführer der Expedition zu bitten, den Bezirk und seine zahlreiche Bevölkerung zu verschonen. Sie sagten, der Zorn Gottes könne sich zwar verzögern, aber wenn er ausbreche, werde er schrecklich sein. Diese Verletzung der heiligen Höhen des Toddabet und des Mouk- karteбет für das ganze Land schreckliche Katastrophen nach sich ziehen könnte. Vor sieben Jahrhunderten wollten die Könige von Tcholli und Pandie die Berge in Besitz nehmen und zogen an der Spitze zweier Armeen aus, um gegen die Devas zu kämpfen; aber kaum hatten sie die Grenze des Nebels überschritten, wurden ihre Truppen und ihr Gepäck von schweren Felsbrocken erschlagen, die auf sie herabstürzten. An diesem Tag wurde so viel Blut vergossen, dass die Felsen viele Meilen weit in einem tiefroten Farbton erstrahlten und der Boden selbst rot war*.

Nichts konnte Herrn Sullivan von seiner Entschlossenheit abbringen. Es ist immer schwierig, einen Engländer zum Nachgeben zu bewegen. Die Briten glauben nicht an die Macht der Götter, doch andererseits gehört ihnen alles, was umstritten ist, von göttlichem Recht.

So brach die Karawane von Herrn Sullivan im Januar 1819 auf und begann den Aufstieg des Berges von der Seite des Denaigoukot, wobei sie einen Umweg machte, um den Wasserfall, den „Träger des Todes“, zu umgehen.

Das Folgende ist eine Zusammenfassung und ein Auszug

** In bestimmten Teilen des Bezirks, insbesondere in Outtakamand, sind die Felsen und der Boden selbst tatsächlich blutrot, was jedoch auf den Gehalt an Eisen und anderen Mineralien zurückzuführen ist. Wenn es regnet, sind die Straßen der Städte und Dörfer orange-rot gefärbt.*

aus den Berichten des Sammlers, die die erstaunten Leser des „Courier of Madras“ am 30. Januar und 23. Februar lesen konnten:

„... Ich bitte die hochverehrte Ostindien-Kompanie und ihre Exzellenzen, die Direktoren, zu informieren, dass ich gemäß den mir erteilten Anweisungen ... (Datum usw.) ... (alle Details bekannt) ... in die Berge aufgebrochen bin. Es war mir unmöglich, Führer zu finden, da die Ureinwohner erklärten, dass diese Höhen das Reich ihrer Götter seien und sie lieber Gefängnis und Tod vor eine Reise jenseits des „Nebels“ vorziehen würden. Ich rüstete daher eine Abteilung von Europäern und Sepoys aus, und am 2. Januar 1819 begannen wir den Aufstieg vom Dorf Denaigoukot, das zwei Meilen oberhalb des Fußes des Nilgiri liegt. Um eine Beschreibung des Klimas dieser Berge zu geben, füge ich vergleichende Tabellen vom ersten bis zum letzten Tag unseres Aufstiegs bei.“

Diese Tabellen zeigten Folgendes: Während vom 2. bis zum 15. Januar das Thermometer im gesamten Präsidialbezirk von Madras täglich zwischen 85 und 106 Grad Fahrenheit anzeigte, blieb das Quecksilber auf einer Temperatur von 50 Grad über Null, sobald wir 1.000 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht hatten, wobei diese Temperatur proportional zu unserer Annäherung an die Summe sank und in einer Höhe von 8.076 Fuß während der kältesten Stunden der Nacht nicht weniger als 32 Grad (-0 Grad Réaumur) an.

Nun, da seit den ersten Expeditionen Jahre vergangen sind und die Höhen des Nilgiri mit europäischen Siedlungen bedeckt sind, während die Stadt Outtakamand eine ständige Bevölkerung von 12.000 Einwohnern hat, alles in Ordnung und bekannt ist, stellt das Klima dieses bewundernswerten Landes immer noch ein wundersames Phänomen dar: In einer Entfernung von 300 Meilen von Madras, elf Grad vom Äquator entfernt, schwankt die Temperatur von Januar bis Dezember trotz der Südwest- und Nordostmonsune konstant zwischen 15 und 18 Grad während der kältesten und heißesten Monate des Jahres, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang, sowohl im Januar als auch im Juli, in einer Höhe von tausend Fuß wie auch von 8.000 Fuß. Ich gebe hiermit die unwiderlegbaren Beweise der ersten Beobachtungen von Herrn Sullivan wieder:

Das Thermometer (Fahrenheit) zeigt am 2. Januar in einer Höhe von 1.000 Fuß folgende Werte an:

Um 6 Uhr morgens 57 Grad, um 8 Uhr 61 Grad, um 11 Uhr 62 Grad, um 14 Uhr 68 Grad, um 20 Uhr 44 Grad.

In einer Höhe von 8.700 Fuß zeigte dasselbe Thermometer (Fahrenheit) am 15. Januar folgende Werte an: Um 6 Uhr morgens 45 Grad, von Mittag bis 2 Uhr nachmittags 48 Grad, um 8 Uhr abends 30 Grad, um 2 Uhr morgens war das Wasser leicht gefroren.

Und das im Januar, etwa 9.000 Fuß über dem Meeresspiegel.

Im Tal zeigte das Thermometer am 23. Januar um 8 Uhr morgens 83 Grad über Null, um 20 Uhr 97 Grad und um 2 Uhr morgens 98 Grad.

Um den Leser nicht zu ermüden, möchte ich diese Ausführungen über das Klima des Nilgiri mit der folgenden Tabelle abschließen, in der die Temperaturen (in Fahrenheit) von Outtakamand, der heutigen Hauptstadt der „Blauen Berge“, mit denen von London, Bombay und Madras verglichen werden:

London 50 Grad

Outtakamand (7.300 Fuß) 57 Grad

Bombay 81 Grad

Madras 85 Grad

Fast jeder Kranke, der vor der glühenden Hitze Madras' in diese wohltuenden Berge floh, wurde geheilt. In den ersten Jahren nach der Gründung von Outtakamand, d. h. von 1827 bis 1829, wurden unter den 3.000 Einwohnern, die sich bereits in dieser Stadt niedergelassen hatten, und den 1.313

Durchreisenden nur zwei Tote gezählt.

Die Sterblichkeit in Outtakamand überschritt nie $\frac{1}{4}$ %; und in den Beobachtungen des Sanitätsausschusses lesen wir: „Das Klima des Nilguiri gilt heute zu Recht als das gesündeste Klima Indiens. Die schädlichen Auswirkungen des tropischen Klimas bleiben in diesen Höhen nicht bestehen, es sei denn, eines der wichtigsten Organe des Patienten ist unwiederbringlich verloren.“

Herr Sullivan erklärt die jahrhundertelange Unwissenheit der Menschen, die in der Nähe des Nilguiri leben, über dieses wunderbare Land wie folgt:

„Die Nilguiri-Berge erstrecken sich zwischen 76 und 77 Grad östlicher Länge und 11 und 12 Grad nördlicher Breite. Aufgrund ihrer fast senkrechten Felsen sind sie vom Nordhang aus unzugänglich. Auf der Südseite sind sie bis zu einer Entfernung von vierzig Meilen vom Meer bis heute mit Dschungel bedeckt, der aufgrund seiner Undurchdringlichkeit noch nie erforscht wurde; auf der West- und Ostseite sind sie von Felsen mit spitzen Gipfeln und den Hügeln von Khounda umgeben und eingeschlossen. Es ist daher nicht verwunderlich, dass die Nilgiri über Jahrhunderte hinweg für den Rest der Welt völlig unbekannt blieben; darüber hinaus waren die Nilgiri durch ihren in vielerlei Hinsicht außergewöhnlichen Charakter in Indien vor jeder Art von Invasion geschützt.

„Zusammengenommen umfassen diese beiden Gebirgsketten, das Nilgiri und das Khounda, eine Fläche von 268.494 Quadratmeilen, die mit Vulkangestein, Tälern und Bergschluchten bedeckt ist.“

Aus diesem Grund war die Expedition von Herrn Sullivan gezwungen, nach Erreichen einer Höhe von 1.000 Fuß ihre Elefanten zurückzulassen und fast ihr gesamtes Gepäck wegzuworfen, da es notwendig war, immer höher zu klettern und die Felsen mit Seilen und Flaschenzügen zu erklimmen. Am ersten Tag kamen drei Engländer ums Leben, am zweiten Tag wurden sieben Eingeborene unter den Gefangenen getötet. Kindersley und Whish, die Sullivan begleiteten, konnten keine Hilfe leisten. Der Weg, den die Baddagues bei ihrem Abstieg so leicht gefunden hatten, war vollständig verschwunden; jede Spur schien wie durch Zauberei ausgelöscht; bis heute hat ihn trotz langwieriger und sorgfältiger Bemühungen niemand wiedergefunden. Die Baddagues gaben vor, keine ihrer Fragen zu verstehen; offenbar hatten die Ureinwohner nicht die Absicht, den Engländern alle ihre Geheimnisse zu verraten.

Nachdem sie das größte Hindernis überwunden hatten, die steilen Felsen, die die Berge des Nilgiri wie eine chinesische Mauer umgaben, und nachdem sie zwei weitere Sepoys und fünfzehn Gefangene verloren hatten, begann die Expedition, die Früchte ihrer Bemühungen zu ernten, trotz aller Schwierigkeiten, die noch vor ihnen lagen. Schritt für Schritt stiegen sie in die Höhe, hackten Stufen in die Felsen oder seilten sich Hunderte von Metern tief in Abgründe ab, bis die Engländer schließlich am sechsten Tag ihrer Reise ein Plateau erreichten. Dort erklärte Großbritannien in Person des Zollbeamten die „Blauen Berge“ zum königlichen Territorium. „Die britische Flagge wurde auf einem hohen Felsen gehisst“, schrieb Mr. Sullivan in lebhafter Manier, „und die Götter des Nilgiri wurden Untertanen Seiner Majestät, des Königs von Großbritannien.“

Von nun an stießen die Engländer auf Spuren menschlicher Behausungen. Sie befanden sich in einer Region von „majestätischer und magischer Schönheit“; doch wenige Stunden später „verschwand dieses Bild plötzlich wie durch ein Wunder; wir waren wieder von Nebel umhüllt. Unmerklich hatte sich eine Wolke genähert und uns von allen Seiten umgeben, obwohl wir – wie Kindersley und Whish glaubten – längst die Region der ‚ewigen Nebel‘ passiert hatten.“

Zu dieser Zeit war die meteorologische Abteilung des Observatoriums von Madras nicht in der Lage, die wahre Natur dieses seltsamen Phänomens zu entdecken und es, wie heute, seinen tatsächlichen Ursachen zuzuordnen.

Ursachen*. Mr. Sullivan konnte daher zu seiner großen Überraschung nichts anderes tun, als dieses Phänomen festzustellen und es so zu beschreiben, wie es beobachtet wurde. Er schreibt: „Eine ganze Stunde lang fühlten wir uns sehr deutlich von einem lauwarmen Nebel umhüllt, der so *weich wie Daunen* war, und unsere Kleidung wurde von Kopf bis Fuß durchnässt. Wir konnten uns nicht

mehr sehen, obwohl wir nur einen Schritt voneinander entfernt waren; der Nebel war wirklich sehr dicht. Dann tauchten die Männer plötzlich wieder auf, als Teil des Panoramas, das uns umgab, und verschwanden ebenso plötzlich wieder in dieser azurblauen, feuchten Atmosphäre. An bestimmten Stellen, aufgrund der Anstrengung der langsamen

** Während der Monsunregenfälle, die vor allem durch die Winde aus Südwesten gebracht werden, ist die Atmosphäre immer mehr oder weniger mit schweren Dämpfen aufgeladen. Der Nebel, der sich zuerst auf den Gipfeln bildet, breitet sich entsprechend der Tageshitze über alle Felsen am Fuße des Nilgiri aus und macht Platz für die feuchte Frische des Abends. Zu dieser Zeit sinken die Dämpfe herab. Hinzu kommt die ständige Verdunstung aus den Sümpfen im Dschungel. Dank des dichten Laubwerks der Bäume bleibt der Boden feucht, und die Teiche und Sümpfe trocknen nicht aus wie in den Tälern. Aus diesem Grund halten die von einer Felsenkette umgebenen Berge des Nilgiri während des größten Teils des Jahres all diese Dämpfe zurück, die sich später in Nebel verwandeln. Über diesen Nebeln bleibt die Atmosphäre immer sehr rein und klar; der Nebel ist nur von unten sichtbar, nicht vom Gipfel aus. Allerdings ist es den Gelehrten von Madras bisher nicht gelungen, das Rätsel um die tiefblaue Farbe der Nebel und der Berge zu lösen.*

und schwierigen Aufstieg wurden die Dämpfe so unerträglich drückend und stickig, dass einige Europäer fast erstickten."

Leider waren die Physiker und Wissenschaftler der ehrwürdigen Gesellschaft, die Herrn Sullivan begleiteten, damals nicht in der Lage, dieses Phänomen zu ergründen. Ein Jahr verging, und dann war es zu spät, um es zu untersuchen. Da die Felsen, die diese Berge umgaben, nach und nach verschwanden (sie wurden gesprengt, um Platz für den Bau der Straßen des Nilgiri* zu schaffen), hörte das Phänomen selbst auf und hinterließ keine Spuren. Der blaue Gürtel des Nilgiri verschwand. Heute kommt Nebel nur noch selten vor; er bildet sich nur noch in der Monsunzeit. Andererseits sind die Berge noch blauer geworden und sehen aus der Ferne betrachtet in einem lebhafteren Saphirblau.

Die ersten Berichte des erstaunten Sammlers loben den natürlichen Reichtum und die Fruchtbarkeit dieses wunderbaren Landes: „Überall, wo wir kamen, war das Land gut. Von den Baddagues erfuhren wir, dass es zwei Ernten pro Jahr gab, mit Gerste, Weizen, Opium, Erbsen, Senf, Knoblauch

** Heute gibt es nur noch einen Reitweg, den Silurian, von Metopolam; alle anderen sind gefährlich und nur die wandernden Kulis und ihre kleinen Ponys können ihnen folgen.*

und anderen Kräutern. Trotz der frostigen Nächte im Januar sahen wir blühende Kornblumen. Offensichtlich behindert der Frost in diesem Klima nicht die Ausbreitung der Flora. In jedem Tal und jeder Bergschlucht fanden wir köstliches Wasser. Alle Viertelmeile stießen wir auf einen Bach, den wir unter Lebensgefahr überqueren mussten; viele dieser Bäche enthalten Eisen und ihre Temperatur liegt deutlich über der der Umgebungsluft. ... Die Hühner und Hausvögel, die bei den sesshaften Baddagues zu finden sind, sind doppelt so groß wie ihre größten Verwandten in England. Und unsere Jäger stellten fest, dass das Wild der Nilgiri-Fasanen, Rebhühner und Hasen, die alle eine deutlich rote Farbe haben, ebenfalls viel größer war als in Europa. Wölfe und Schakale waren in großer Zahl anzutreffen. Wir sahen Tiger und Elefanten, die noch nie ein Gewehr gesehen hatten. Sie sahen uns an und wandten sich gleichgültig ab, ohne Eile, in völliger Unkenntnis der möglichen Gefahr. ... Der Südhang der Berge, in einer Höhe von 5.000 Fuß, bedeckt mit tropischen und völlig unberührten Wäldern, ist reich an Elefanten von einer besonderen Farbe, fast schwarz, und diese Elefanten sind größer als die von Ceylon. Die Schlangen sind zahlreich und sehr schön; in den Regionen über 3.000 Fuß bleiben sie jedoch harmlos (was heute bewiesen wurde). Außerdem gibt es in diesen Höhen unzählige Affen.

Ich muss hier erwähnen, dass die Engländer sie gnadenlos abgeschlachtet haben*. Arme unglückliche „Urväter der Menschheit“. Und welche Affen fehlen auf dem Nilgiri? Die großen schwarzen mit flaumigen Hauben, die „Languren“ –*Presbytis jubatus* – und die „Löwenäffchen“,

Inuus eilenus. Die Languren leben auf den Gipfeln der höchsten Felsen, in tiefen Spalten, und bilden isolierte Familien wie echte „primitive Höhlenmenschen“. Die Schönheit ihres Fells dient den Europäern als Vorwand für die gnadenlose Ausrottung dieser sehr sanften und bemerkenswert intelligenten Tiere. Die Löwenäffchen kommen nur am Rande der Wälder vor, die den Südhang der „Blauen Berge“ bedecken, und kommen manchmal heraus, um sich in der Sonne zu wärmen. Beim Anblick eines Menschen fliehen diese Tiere in die dichten Wälder der Malabar-Berge. Sie werden Löwenäffchen genannt, weil ihr Kopf dem eines Löwen sehr ähnlich sieht,

** Die einheimischen Chicari töten niemals einen Affen, es sei denn, sie sind Mohammedaner. Dieses Tier ist in ganz Indien heilig.*

mit einer gelben und weißen Mähne und einem buschigen Schwanzende.

Bei der Beschreibung der Flora und Fauna der „Blauen Berge“ stütze ich mich nicht allein auf die Untersuchungen und Berichte von Herrn Sullivan während seiner ersten Besteigung. Damals wusste er nur sehr wenig über diese Gegend und beschrieb nur, was er auf seinem Weg sah. Ich ergänze seine Schriften durch die neuesten Entdeckungen, die gemacht wurden.

Schließlich stießen die Engländer wieder auf die Spuren der wahren Bewohner und Herren der Nilgiri-Berge: der Todds und der Kouroums. Um Wiederholungen zu vermeiden, möchte ich nur Folgendes sagen: Die Engländer fanden nach und nach heraus, dass die Baddagues seit fast siebenhundert Jahren zusammen mit den Todds gelebt hatten. Manchmal sah man sie auf den Feldern von Kouimbatour, wo sie einige ihrer Verwandten besuchten, die ebenfalls Baddagues waren und über nur ihnen bekannte Pfade hinabstiegen. Die Todds und die Kouroums blieben jedoch den Einheimischen völlig unbekannt; da heute regelmäßige Verbindungen zwischen Outtakamand und Madras bestehen, verlassen sie ihre Höhen nie. Lange Zeit war es unmöglich, das unnatürliche Schweigen der Baddagues über die Existenz dieser beiden zusammenlebenden Völker zu erklären. Heute scheint das Rätsel gelöst zu sein. Es beruht ausschließlich auf Aberglauben, dessen Ursprung und Ursache den Europäern noch unbekannt ist, den die Einheimischen jedoch sehr gut verstehen. Die Baddagues sprachen nicht von den Todds, weil die Todds für sie nicht-irdische Wesen und von ihnen verehrte Götter waren. Den Namen der Hausgötter* auszusprechen, die sie eines Tages ausgewählt hatten, gilt als größte Beleidigung dieser Götter – eine Gotteslästerung, die kein Einheimischer aussprechen würde, selbst wenn ihm der Tod drohte. Die Kouroums mögen die Baddagues ebenso wenig, wie diese die Todds verehren. Das einfache Wort „Kouroumb“, selbst wenn es leise ausgesprochen wird, bringt Unglück über denjenigen, der es ausspricht.

Nachdem sie in einer Höhe von 7.000 Fuß eine große Prärie von eigentümlicher Form erreicht hatten, entdeckten die Mitglieder der Expedition am Fuße eines Felsens eine Gruppe von Gebäuden, die Kindersley und Whish sofort als Behausungen der Todds erkannten.

Diese Behausungen aus Stein, ohne Türen und Fenster und mit ihren pyramidenförmigen Dächern, machten einen so seltsamen Eindruck auf die beiden Jäger, dass sie keinen Zweifel zuließen. Ein Blick auf die einzige Öffnung in diesen Häusern, die als Tür und Fenster diente, zeigte den Engländern, dass die Häuser leer waren, obwohl sie bewohnt schienen. In einer Entfernung von zwei Meilen von diesem ersten „Dorf“ bot sich ihnen ein Bild, das der Pinsel eines Künstlers würdig war und „das uns unbeschreiblich überraschte“, berichtet der Sammler. Die einheimischen Sepoys, die uns begleiteten, zeigten eine intensive und abergläubische Angst. Vor unseren Augen entfaltete sich eine Szene aus dem Leben der alten Patriarchen. In verschiedenen Abschnitten dieses großen, von hohen Felsen umgebenen Tals weideten mehrere Herden riesiger Büffel, deren Hörner mit Glocken und silbernen Tamburinen geschmückt waren. Weiter entfernt sahen sie eine Gruppe ehrwürdiger alter Männer mit langen Haaren, weißen Bärten und weißen Umhängen.

Wie sie später erfuhren, handelte es sich um die Ältesten der Todds, die sie erwarteten. Die Büffel waren die heiligen Tiere des To-ouel (Tempelbezirk) dieses Stammes. Um sie herum sahen sie etwa siebzig oder achtzig Männer, die halb liegend, sitzend, gehend oder regungslos dastanden und eine

überaus malerische Haltung einnahmen. Alle hatten ihre Köpfe unbedeckt. Beim ersten Anblick dieser prächtigen riesigen Gestalten, kam unseren angesehenen und patriotischen Engländern der Gedanke, dass man aus diesen Helden ein spezielles Regiment bilden könnte, nachdem sie als Geschenk an Seine Majestät, den König, nach London geschickt worden waren. Später erkannten sie jedoch, dass diese Idee nicht umsetzbar war. In den ersten Tagen waren die Reisenden überrascht und fasziniert von der bemerkenswerten Schönheit der Todds, die nicht dem hinduistischen Typ entsprachen. Ihre Frauen saßen in einiger Entfernung von ihnen, mit langen, gut gekämmten Haaren, die ihnen über den Rücken fielen; sie trugen ebenfalls weiße Mäntel. Sullivan zählte etwa fünfzehn; in der Nähe spielten etwa sechs Kinder, trotz des kalten Januarwetters völlig nackt.

In einer anderen Beschreibung der „Blauen Berge“* schreibt ein Begleiter Sullivans, Oberst Khennessy, zehn Seiten über den Unterschied zwischen den Todds und anderen Hindus, mit denen sie lange Zeit verwechselt worden waren, da ihre Sprache und ihre Bräuche unbekannt waren.

„Die Todds unterscheiden sich in jeder Hinsicht so deutlich von den anderen Einheimischen wie ein Engländer von einem Chinesen“, schreibt der Oberst.

„Jetzt, da ich sie besser kenne, verstehe ich, warum die Baddagues, deren Verwandte wir in den

* „*Die Stämme der Nilgherry-Hügel*“.

Städten von Maissour vor der Entdeckung des Nilguiri, diese Wesen als einer höheren Rasse angehörig und fast göttlich betrachten. Tatsächlich ähneln die Todds den Göttern der Mythologie, wie sie von den alten Griechen dargestellt wurden. Unter den mehreren hundert „edlen Männern“ dieser Stämme habe ich noch keinen gesehen, der kleiner als 1,90 Meter war. Sie sind wunderschön gebaut und haben klassisch reine Gesichtszüge. ... Ihr Haar ist dicht, schwarz und glänzend; es bedeckt die Stirn, ist aber über den Augenbrauen bogenförmig geschnitten und fällt in schweren Locken über den Rücken. Man kann sich vorstellen, wie schön sie sind. Ihr Schnurrbart und ihr Bart, die niemals geschnitten werden, haben dieselbe Farbe wie ihr Haar. Ihre großen Augen, braun, dunkelgrau oder sogar blau, blicken einen mit einem tiefen, zärtlichen, fast weiblichen Ausdruck an. ... Ihr Lächeln ist sanft, fröhlich und jugendlich. Selbst die sehr alten Männer haben starke weiße Zähne, die oft sehr schön sind. Ihre Haut ist klarer als die der Karanezen im Norden. Alle sind gleich gekleidet. Ihre Gewänder ähneln einer römischen Toga aus weißem Leinen, deren eines Ende unter den rechten Arm gezogen und dann über die linke Schulter geworfen wird. In der Hand tragen sie einen Stock mit fantastischen Verzierungen. ... Als ich ... mir die mystische Bedeutung und der Glaube an die magische Kraft derer, die ihn besitzen, bewusst wurden, beunruhigte mich dieser kleine, zweieinhalb Fuß lange Bambusstock mehr als einmal. ... Ich wage es nicht, *ich habe nicht das Recht*, die Wahrheit ihres Glaubens und die Richtigkeit ihrer Aussagen nach den vielen Erscheinungen, die ich gesehen habe, zu leugnen. Obwohl in den Augen jedes Christen der Glaube an Magie immer als Sünde verurteilt wird, habe ich nicht das Recht, die Tatsachen, die ich als wahr kenne, zu widerlegen oder zu verspotten, trotz der Abneigung, die sie in mir hervorrufen.

Aber wir wollen nicht vorgreifen. Diese Zeilen wurden vor vielen Jahren geschrieben. Sullivan und Khennessy sahen die Todds damals zum ersten Mal und sprachen offiziell über sie. Ungeachtet der Tatsache, dass es sich um den Bericht eines Beamten handelte, verriet er dieselben Zweifel, löste dieselbe Bestürzung aus und weckte die Neugier aller auf diesen mysteriösen Stamm.

„Wer sind sie?“, fragt Sullivan in seinen Schriften. „Es war das zweite Mal, dass sie weiße Menschen sahen, aber ich war verwirrt von ihrer majestätisch ruhigen Haltung; sie unterschied sich so sehr von den sklavischen Manieren der Eingeborenen in Indien, die wir gewohnt waren. Die Todds schienen auf unsere Ankunft zu warten. Ein sehr großer alter Mann verließ eine der Gruppe und kam uns entgegen. Ihm folgten zwei weitere Männer, die in ihren Händen mit Milch gefüllte Becher aus Baumrinde trugen. Sie blieben ein paar Schritte vor uns stehen und sprachen in einer Sprache, die uns völlig unbekannt war. Als sie merkten, dass wir kein Wort verstanden, wechselten sie zum Idiom „Small-Ialimais“, dann zum Canarezian, das von den Baddagues gesprochen wurde, woraufhin wir uns besser verständigen konnten.“

Für diese seltsamen Ureinwohner waren wir offenbar Wesen von einem anderen Planeten. „Ihr gehört nicht zu unseren Bergen. Unsere Sonne ist nicht eure, und unsere Büffel sind euch unbekannt“, sagten die alten Männer zu mir. „Ihr kommt auf die gleiche Weise zur Welt wie die Baddagues – wir werden anders geboren“, sagte ein anderer zu mir, und seine Worte überraschten mich sehr. Alles, was die Todds uns sagten, ließ uns glauben, dass wir für sie Bewohner einer Welt waren, von der sie ein wenig gehört, die sie aber nie gesehen hatten und deren Bewohner sie nie getroffen hatten. Sie betrachteten sich als Angehörige einer völlig anderen Rasse.“

Als sich alle Engländer auf das dicke Gras in der Nähe der alten Männer setzten – die anderen Todds blieben weiter hinten stehen –, erfuhren sie, dass sie seit mehreren Tagen erwartet worden waren. Die Baddagues, die bisher ihre einzige Verbindung zur Außenwelt, d. h. zu Indien, waren, hatten sie bereits informiert; den beiden Jägern, die von den Baddagues aus den „von Büffeln bewohnten Gebieten“ gerettet worden waren, würden weiße Rajahs folgen, die in ihre Berge kommen würden. Die Todds erzählten Herrn Sullivan auch, dass es unter ihnen seit vielen Generationen eine Prophezeiung gab: Männer würden von jenseits des Meeres kommen und sich in ihrer Nähe niederlassen, so wie es die Baddagues getan hatten; ein Teil des Landes müsse ihnen überlassen werden, und sie müssten „mit ihnen wie Brüder in einer Familie leben“. „Das ist ihr Wille“, fügte einer der alten Männer hinzu und zeigte auf die Büffel; „sie wissen besser, was gut oder schlecht für ihre Kinder ist.“

Und Mr. Sullivan fügt hinzu: „Damals verstanden wir diesen rätselhaften Satz über die Büffel nicht, und erst später begriffen wir seine Bedeutung. Die Bedeutung ist zwar an sich seltsam, aber uns in Indien, wo die Kuh als heilig und tabu gilt, nicht unbekannt.“

Ungeachtet der von den Todds hartnäckig beobachteten rassischen Traditionen betrachteten die englischen Ethnologen sie gerne als „Überbleibsel eines stolzen Stammes, dessen Name und andere Merkmale ihnen jedoch völlig unbekannt blieben“. Auf dieser soliden Grundlage stellten sie ihre Hypothese auf, die wie folgt lautete: Dieser „hochmütige“ Stamm lebte höchstwahrscheinlich in alter Zeit (der Zeitraum ist unbekannt) in den niedrigen Gebieten des Dekkan in der Nähe des Flusses, und ihre Herden heiliger Büffel (die übrigens in Indien nie als heilig angesehen wurden) weideten dort lange bevor ihre zukünftigen Rivalen, die Kühe, die Verehrung des Volkes für sich beanspruchten. Es wird auch vermutet, dass derselbe „hochmütige“ Stamm die ununterbrochene Abstammungslinie der Arier oder der Brahmanen von Max Müller, die aus den Bergen des Nordens (oder dem Himalaya) kamen, mit Grausamkeit zurückdrängte und aufhielt.

Diese freundliche Hypothese, die höchstwahrscheinlich auf den ersten Blick aufgestellt worden war, wurde durch die folgende Tatsache zunichte gemacht: Die Todds sind zwar tatsächlich ein „hochmütiger Stamm“, tragen jedoch keinerlei Waffen und haben keine Erinnerung an solche Instrumente. Sie besitzen nicht einmal einen Dolch, um sich gegen wilde Tiere zu verteidigen, und halten auch keine Wachhunde für die Nacht. Es ist offensichtlich, dass die Todds ihre Feinde mit Mitteln besiegen, die nichts mit „Waffengewalt“ zu tun haben.

Laut Herrn Sullivan behaupten die Todds zu Recht ihre Rechte an den „Blauen Bergen“ als ihr weltliches Eigentum. Sie behaupten (und die weltlichen Nachbarn bestätigen ihre Worte), dass dieses Recht bis in die Antike zurückreicht; alle sind sich einig, dass die Todds die Herren dieser Berge waren, als die ersten Abteilungen anderer Stämme, die „Moulou-Kouroums“, ankamen. Dann kamen die Baddagues und zuletzt die Chotts und die Erroulars. Alle diese Stämme baten die Todds, die allein auf diesen Höhen lebten, um die Erlaubnis, die Berge bewohnen zu dürfen, und erhielten sie auch. Für diese Erlaubnis zahlten alle Stämme den Todds einen Beitrag – nicht in Geld, da Geld in diesen Höhen vor der Ankunft der Engländer unbekannt war, sondern in Naturalien: mehrere Handvoll Saatgut aus den Feldern der Baddagues; mehrere Gegenstände aus Eisen, die von den Chotts hergestellt worden waren und für den Bau der Häuser und das häusliche Leben notwendig waren; Wurzeln und Beeren und verschiedene Obstsorten von den Kouroums – und andere Geschenke.

Alle fünf Stämme unterschieden sich völlig voneinander, wie wir gleich sehen werden. Ihre

Sprache, ihre Religion und ihre Bräuche, wie ihre Typen, haben nichts gemeinsam. Aller Wahrscheinlichkeit nach stellen diese Stämme die letzten Überlebenden prähistorischer Völker dar, die die Ureinwohner Südindiens waren. Während es möglich war, gewisse Kenntnisse über die Baddagues, die Chotts, die Kouroums und die Erroulars zu erlangen, hat die Geschichte, was die Todds betrifft, keine Spuren im Sand der Zeit hinterlassen. Den Gräbern und bestimmten Ruinen von Tempeln und Pagoden auf dem „Hügel“ nach zu urteilen, ist es wahrscheinlich, dass nicht nur die Todds, sondern auch die Kouroums in prähistorischer Zeit diesen Zivilisationsgrad erreicht hatten. Die Todds verwenden Zeichen, die den Keilschriftzeichen der alten Perser ähneln.

Aber was interessiert uns die ferne Vergangenheit der Todds? Heute sind sie ein patriarchalischer Stamm, dessen gesamtes Leben sich um die heiligen Büffel dreht. Aus diesem Grund kommen viele Autoren, wenn sie über die Todds sprechen, zu dem Schluss, dass sie die Büffel als Götter verehren und somit Zoölatrie betreiben. Das ist nicht wahr. Ihre Religion hat, soweit wir wissen, einen weitaus höheren Charakter als eine einfache und vulgäre Verehrung von Tieren.

Der zweite Bericht und der folgende, verfasst von Herrn Sullivan, sind noch interessanter. Da ich jedoch die Worte des angesehenen englischen Beamten nur dann zitiere, wenn sie meine eigenen Beobachtungen und Studien bestätigen, werde ich sie hier nicht wiederholen. Ich werde hier nur einige ergänzende statistische Angaben von Herrn Sullivan und anderen Beamten zu den fünf Stämmen der Nilguiri machen.

Das Folgende ist eine kurze Zusammenfassung der von Col. Tornton verfassten Seiten:

(1) „Die Erroulars waren die ersten, denen wir hinter dem Wasserfall am Hang der Berge begegneten. Sie bewohnen Höhlen aus Erde und ernähren sich von Wurzeln. Seit der Ankunft der Engländer sind sie weniger wild. Sie leben in Gruppen von drei oder vier Familien und zählen insgesamt etwa tausend Mitglieder.

(2) „Die Kouroums leben oberhalb von ihnen. Sie sind in zwei Gruppen unterteilt: (a) die einfachen Kouroums, die in Hütten leben, die Dörfer bilden, und (b) die Moulou-Kouroums, die abstoßend aussehen, außergewöhnlich klein sind, in regelrechten Nestern in den Bäumen leben und eher Affen als Menschen ähneln“*.

** Anmerkung: Obwohl es in anderen Regionen Indiens Stämme gibt, die die gleichen allgemeinen Merkmale aufweisen und die gleichen Namen wie die Erroulars und Kouroums tragen, unterscheiden sie sich sehr stark von diesen beiden, insbesondere von den Kouroums, die echte Vogelscheuchen und böse Geister sind, die von den anderen Stämmen gemieden werden, mit Ausnahme von...*

(3) „Die ‚Kochtars‘. Dieses Volk ist noch seltsamer. Es hat keine Vorstellung von der Unterscheidung der Kasten und unterscheidet sich von den anderen Stämmen der Berge ebenso sehr wie von den Einheimischen Indiens. Obwohl es ebenso wild und primitiv ist wie die Kouroums und Erroulars, auf Bäumen und in Hügeln wie Maulwürfe lebt, beherrscht es gleichzeitig die Kunst der Gold- und Silberbearbeitung, als Schmiede und Töpfer. Sie kennen das Geheimnis der Stahl- und Eisenherstellung, und ihre Messer sowie alle anderen Waffen übertreffen durch ihre Flexibilität, Schärfe und außergewöhnliche Haltbarkeit alle in Asien oder Europa hergestellten Waffen. Der Kochtar benutzt nur eine Waffe, die so lang wie ein Speer und auf beiden Seiten sehr scharf ist. Er benutzt sie gegen Wildschweine, Tiger und Elefanten.

Wie Sie wissen, ist „Kouroumbou“ ein tamilisches Wort und bedeutet „Zwerg“. Und während die Kouroums, die in den Tälern leben, nur kleine Ureinwohner sind, sind die Kouroums des Nilguiri oft nicht größer als drei Fuß. Diese beiden Stämme haben keinerlei Vorstellung von den elementarsten Lebensbedürfnissen und haben sich nicht über das niedrigste Stadium der Wildheit hinaus entwickelt, wobei sie alle Merkmale der primitivsten menschlichen Rasse bewahrt haben. Ihre Sprache ähnelt eher dem Zwitschern der Vögel und den gutturalen Lauten der Affen als einer menschlichen Sprache, obwohl man manchmal Wörter hört, die zu vielen alten Dialekten des dravidischen Indiens gehören. Die Kouroums sowie die Erroulars zählen nicht mehr als tausend

und er ist immer siegreich über das Tier*. Der Kochtar verrät sein Geheimnis niemals, auch nicht für Geld. Keiner der Bergstämme übt einen Beruf aus. Wie die Kochtars zu ihrem Geheimnis gekommen sind, ist den Ethnologen noch immer ein Rätsel. Ihre Religion hat nichts mit der Religion der anderen Ureinwohner gemeinsam. Die Kochtars haben keine Vorstellung von den Göttern der Brahmanen und verehren fantastische Gottheiten, die für sie keine materielle Form haben. Die Kochtars sind, soweit wir sie zählen können, nicht mehr als 2.500.

(4) „Die Baddagues oder ‚Bürger‘. Die zahlreichsten, reichsten und zivilisiertesten aller fünf Stämme der Nilguiri. Als „Brahmanisten“ teilen sie sich in mehrere Clans auf. Sie zählen etwa 10.000 Mitglieder und sind in der Landwirtschaft tätig. Die Baddagues verehren – man weiß nicht warum – die Todds und erweisen ihnen gottgleiche Ehren. Für die Baddagues stehen die Todds über ihrem Gott Shiva.

(5) „Die Todds werden auch Toddouvars genannt. Sie sind in zwei große Klassen unterteilt. Die erste

** Heute, wo seit langem bekannt ist, dass die Kochtars dieses Geheimnis besitzen, erhalten sie Aufträge für Messer und zum Schärfen von Waffen. Für ein ganz gewöhnliches Werkzeug mit einer ungeschickten Klinge, das jedoch von einem Kochtar hergestellt wurde, wird ein Vielfaches des Preises für das beste Messer aus Sheffield bezahlt.*

ist die Klasse der Priester, die unter dem Namen Terrali bekannt sind; die Todds, die dieser Klasse angehören, widmen sich dem Dienst an den Büffeln, stehen unter dem Eid (im französischen Text heißt es „sind dazu verdammt“) des Zölibats und praktizieren einen unverständlichen Kult, den sie vor den Europäern und sogar vor den Einheimischen, die nicht zu ihrem Stamm gehören, sorgfältig verbergen. Die zweite Klasse ist die der Koutti, der gewöhnlichen Sterblichen. Die erste bildet, soweit wir wissen, die Aristokratie des Stammes. In diesem kleinen, fruchtbaren Stamm haben wir siebenhundert Männer gezählt, und nach den Aussagen der Todds überschreitet ihre Zahl niemals diese Zahl.“

Um zu zeigen, wie interessant dieses Thema angesehen wurde, fügen wir den Berichten von Herrn Sullivan die Meinung der Autoren eines 1853 im Auftrag der East India Company veröffentlichten Buches mit dem Titel „The States in India“ hinzu, in dem es um die Nilgiri geht. Dort heißt es über die Todds:

„Dieser sehr kleine Stamm hat in letzter Zeit nicht nur die ernsthafte und begeisterte Aufmerksamkeit der Touristen in Nilguiri auf sich gezogen, sondern auch die der Ethnologen in London. Das Interesse, das die Todds wecken, ist bemerkenswert. Sie haben sich die freundliche Zuneigung der Behörden von Madras in keinem geringen Maße verdient.

Diese Wilden werden als athletisches Volk von Riesen beschrieben, die eine bewundernswerte Statur haben und ganz zufällig im Inneren des Ghat entdeckt wurden. Ihr Auftreten ist voller Anmut und Würde, und ihr Aussehen lässt sich wie folgt beschreiben. . . .“

Es folgt das Porträt der Todds, das wir bereits kennen. Das Kapitel über die Todds schließt mit der Beschreibung einer Tatsache, auf die ich aufgrund ihrer tiefen Bedeutung und ihrer direkten Verbindung zu den Ereignissen, die wir selbst miterlebt haben, großen Wert lege und die wir wiederholen, da wir uns der Geschichte und Herkunft der Todds völlig unkundig sind.

„Die Todds benutzen keine Waffen; sie tragen nur einen kleinen Bambusstock, der nie ihre rechte Hand verlässt. Alle Versuche, das Geheimnis ihrer Vergangenheit, ihrer Sprache und ihrer Religion zu lüften, sind völlig erfolglos. Es ist der geheimnisvollste Stamm unter allen Völkern Indiens.“

Herr Sullivan war sehr schnell von den „Adonissen des Nilgiri“, wie sie von den ältesten Kolonisten und Pflanzern der „Blauen Berge“ genannt wurden, erobert. Der Sammler von Kouimbatour war der erste und vielleicht einzige Fall in Anglo-Indien, in dem ein englischer Beamter, ein Baar-Saab, so offen mit den Ureinwohnern, seinen Untertanen, fraternisierte. Als Entschädigung für die Schenkung eines neuen Stückes Land in Indien an die Kompanie wurde Herr Sullivan sofort zum

„Generalverwalter“ der „Blauen Berge“ befördert. Und Herr Sullivan lebte dreißig Jahre lang in diesen Bergen; dort starb er auch.

Was hat ihn an diesen Menschen so fasziniert? Was konnte ein zivilisierter Europäer mit so primitiven Menschen wie den Todds gemeinsam haben? Diese und viele andere Fragen konnte bisher niemand beantworten. War es das Unbekannte, das Geheimnisvolle, das uns wie die Leere anzieht und uns schwindelig macht und in den Abgrund zieht? Aus praktischer Sicht sind die Todds natürlich nichts als Wilde, die die elementarsten Erscheinungsformen der Zivilisation völlig unbekannt sind. Trotz ihrer körperlichen Schönheit sind sie ziemlich schmutzig. Aber wir beschäftigen uns nicht mit ihrer äußeren Hülle; das Problem liegt in der inneren Welt, im geistigen Aspekt dieses Volkes.

Zunächst einmal wissen die Todds absolut nicht, was Lügen ist. In ihrer Sprache gibt es kein Wort für „Lüge“ oder „falsch“. Diebstahl oder die geringste Aneignung von etwas, das ihnen nicht gehört, ist ihnen völlig fremd.

Es mag genügen, wenn wir lesen, was Captain Garkness zu diesem Thema in einem von ihm veröffentlichten Buch zu sagen hat. Er nennt sie „ein seltsames Stamm der Ureinwohner“, und um sich davon zu überzeugen, dass solche Eigenschaften nicht nur das Produkt unserer Zivilisation sind, sagt der berühmte Reisende Folgendes: „Nachdem ich zwölf Jahre lang in Outtakamand gelebt habe, erkläre ich kategorisch, dass ich in zivilisierten Ländern niemals eine solche religiöse Achtung vor dem Recht von meum et tuum (mein und dein) gefunden habe wie bei dem primitiven Stamm der Todds. Diese Gesinnung wird ihren Kindern von frühester Kindheit an eingeimpft. Wir (die Engländer) haben unter ihnen keinen einzigen Dieb gefunden! ... Zu täuschen, zu lügen, scheint ihnen absolut unmöglich – sie wissen nicht, was das ist. Wie bei den Eingeborenen der Täler Südindiens ist Lügen für sie die schlimmste und unverzeihlichste Sünde. Der greifbarste Beweis für diese tief empfundene Gesinnung zeigt sich auf den Höhen des Dodabet-Gipfels in Form ihres einzigartigen Tempels, der der entthronten Göttin „Wahrheit“ geweiht ist. Während die Bewohner der Täler diese Göttin und ihr Symbol oft vergessen, verehren die Todds beides und bewahren in Theorie und Praxis die aufrichtige und unveränderliche Ehrfurcht vor der Idee wie vor ihrem Symbol. . . !.,

Diese moralische Reinheit der Todds und die seltenen Eigenschaften ihrer Seele zogen nicht nur Herrn Sullivan an, sondern auch viele Missionare. Man muss den Wert dieser Lobeshymnen verstehen, die von Männern ausgesprochen wurden, die nicht gerade dafür bekannt sind, Menschen zu loben, die keinen Eindruck auf sie gemacht haben*. Und es ist vollkommen richtig, dass die Missionare und die Engländer im Allgemeinen vom Tag ihrer Ankunft bis zum letzten Tag ihres Aufenthalts keinen größeren Eindruck auf die Todds machten als einfache Steinstatuen. Wir haben einige Missionare und sogar einen Bischof gekannt, die, wenn sie sonntags öffentlich vor ihren „wohlgeborenen Leuten“ predigten, sich nicht scheuten, die Todds als Vorbild für Moral anzuführen.

Aber es gibt noch etwas Faszinierenderes an den Todds – wenn nicht an den Massen im Allgemeinen und für Statistiker im Besonderen, dann zumindest für diejenigen, die sich mit Leib und Seele dem Studium der abstrakteren Seiten der menschlichen Natur verschrieben haben: Es ist das Geheimnis, das sie empfinden, wenn sie mit den Todds in Kontakt kommen, und ihre psychische Kraft, von der ich zuvor gesprochen habe.

** Bis zum heutigen Tag, d. h. bis 1883, ist trotz aller Bemühungen der Missionare kein einziger Todd zum Christentum konvertiert.*

Wir werden noch viel über diese beiden tiefgründigen Aspekte ihrer Seele zu sagen haben.

Der Sammler verbrachte zehn Tage in den Bergen, kehrte nach Kouimbatour zurück und reiste dann nach Madras weiter, um seinen vollständigen Bericht über seine Expedition in die „Blauen Berge“ der Zentralverwaltung der Gesellschaft vorzulegen. Nachdem er seine Pflicht erfüllt hatte, kehrte Sullivan in die Berge zurück, die er bereits liebgewonnen hatte, und zu den Todds, die ihn so sehr

interessierten. Er war der erste, der dort ein europäisches Haus baute, dessen Steine ihm von den Todds gebracht wurden. „Woher haben sie diese schönen Steine genommen, die so wunderbar behauen sind? Das bleibt bis heute ein Rätsel“, schreibt General Morgan.

Vom ersten Tag an wurde der Sammler zum Freund, Beschützer und Verteidiger der Todds, und dreißig Jahre lang setzte er sich unermüdlich für sie ein und schützte sie und ihre Interessen gegen die Habgier und die Übergriffe der Ostindien-Kompanie. Er bezeichnete sie stets als „rechtmäßige Herren des Bodens“ und zwang die „ehrwürdigen Väter“, mit den Todds zu rechnen.

Viele Jahre lang zahlte die Kompanie den Todds Pacht für die Wälder und Felder, die sie ihnen überlassen hatten. Solange Mr. Sullivan lebte, erlaubte er niemandem, die Todds zu beleidigen oder sich das Land anzueignen, das die Todds als ihre heiligen Weiden betrachteten, was auch in den Verträgen festgelegt war.

Die Wirkung, die Mr. Sullivans Bericht in Madras hervorrief, war elektrisierend. Alle, die unter Leberleiden, unter dem Klima, unter Fieber und unter allen anderen Krankheiten litten, die die Tropen den Europäern so reichlich bescherten, waren begeistert.

Die Wirkung von Herrn Sullivans Bericht in Madras war elektrisierend. Alle, die unter Leberleiden, dem Klima, Fieber und allen anderen Krankheiten litten, die die Tropen den Europäern so reichlich bescherten, wenn sie die notwendigen Mittel zum Reisen haben, strömten nach Kouimbatour. Das ehemals arme Dorf Kouimbatour entwickelte sich innerhalb weniger Jahre zu einer Kreisstadt. Es wurde bald eine regelmäßige Verbindung zwischen Metopolam am Fuße des Nilguiri und Outtakamand*, einer kleinen Stadt, die 1822 in einer Höhe von 7.500 Fuß gegründet worden war, eingerichtet. Die gesamte Bürokratie von Madras bezog dort von März bis November ihre Quartiere. Stadt um Stadt, Haus um Haus entstand an den blühenden Hängen der Berge wie Pilze nach dem Aprilregen. Nach Sullivans Tod beschlagnahmten die Plantagenbesitzer fast das gesamte Gebiet zwischen Kotchohiri und Outti. Sie nutzten die Tatsache, dass die „Herren der Berge“ sich die hohen

** Im Allgemeinen wird es einfach „Outti“ genannt, und wir werden diesen Namen auch im Folgenden verwenden, wenn wir diese Stadt erwähnen.*

Gipfel des Nilguiri für die Weiden der „heiligen Büffel“, eigneten sich die Engländer neun Zehntel der „Blauen Berge“ an. Die Missionare, die sich diese Gelegenheit nicht entgehen lassen wollten, verspotteten die Einheimischen und ihren Glauben an die Götter und Geister der Berge; ihre Bemühungen blieben jedoch erfolglos. Die Baddagues ließen sich in ihrem Glauben an die Todds nicht erschüttern, obwohl diese sich bald mit den kahlen Gipfeln der Felsen begnügen mussten, die sie nun mit den Languren teilen. Obwohl die „Väter“ der Kompanie – und nach ihnen die Regierungsbeamten – den Todds auf dem Papier weiterhin den Titel „rechtmäßige Eigentümer des Bodens“ verliehen, benahmen sie sich wie immer wie „Lords gegenüber Baronen“.

Zu dieser Zeit schenkte niemand den Kouroumb's Beachtung. Seit der Ankunft der Engländer schienen die Kouroumb's von der Erde verschluckt worden zu sein, als wären sie wirklich das, was sie zu sein schienen: Gnome mit abstoßendem Aussehen. Niemand erwähnte sie, niemand sah sie in den ersten Jahren. Dann tauchten sie nach und nach wieder auf und begannen, sich am Rande der Sümpfe und unter den feuchten Felsen niederzulassen. Ihre Anwesenheit wurde jedoch bald spürbar. Wie? Das werden wir im nächsten Kapitel erzählen. Wenden wir uns zunächst den Todds und den Baddagues zu.

Als die neu erkannte „Ordnung der Dinge“ organisiert war und mit der Erforschung der entdeckten Stämme begonnen wurde, stießen unsere angesehenen Ethnologen auf unerwartete Schwierigkeiten. Es war ihnen unmöglich, die Hindernisse zu überwinden, die sich ihnen bei der Lösung des Problems der Herkunft der Todds in den Weg stellten; nach zwanzig Jahren mühsamer Bemühungen mussten sie zugeben, dass es unmöglich war, etwas Sicheres über dieses Thema zu erfahren, und alles, was sie tun konnten, war, die Todds zu den anderen Stämmen Indiens zu zählen. „Es ist leichter, den Nordpol zu erreichen, als in die Seele eines Todds einzudringen“, schreibt der

Missionar Metz. Und Oberst Khennessy fügt hinzu: „Die einzige Information, die wir nach so vielen Jahren erhalten konnten, ist die folgende: Die Todds behaupten, dass sie diese Berge seit dem Tag bewohnen, an dem der ‚König des Orients‘ sie ihnen übergeben hat; sie haben sie nie verlassen und sind nie von ihren Höhen herabgestiegen. Aber in welcher historischen Epoche lebte dieser unbekannte ‚König‘ des Orients? Uns wird gesagt, dass 197 Generationen von Todds in den „Blauen Bergen“ gelebt haben. Wenn wir drei Generationen pro Jahrhundert rechnen (obwohl wir sehen, dass die Todds sehr alt werden), scheint es, wenn wir ihren Aussagen Glauben schenken, dass sie sich vor etwa 7.000 Jahren in diesen Bergen niedergelassen haben. Sie bestehen darauf, dass ihre Vorfahren auf der Insel Lanka (kein Fehler in diesem Namen, ebenso wenig wie in den anderen) gelandet sind, kommend aus dem Osten, „dem Horizont der aufgehenden Sonne“. Diese Großväter dienten den „Vorfahren von König Ravon“, einem mythischen Dämonenmonarchen, der vor etwa fünfundzwanzig Generationen von dem nicht weniger legendären Rama besiegt wurde – d. h., wenn man zur ersten Zahl tausend Jahre hinzufügt, würde sich ein Stammbaum ergeben, dessen Wurzeln bis in eine 8.000 Jahre zurückreichende Vergangenheit reichen*. Wir können diese Legende nur akzeptieren oder offen zugeben, dass es keine anderen Fakten gibt, die Licht in ihre geheimnisvolle Vergangenheit bringen könnten. . . .”

Wer sind diese Wesen eigentlich?

Das Problem ist offensichtlich sehr schwierig; seit 1822 ist seine Lösung keinen Schritt vorangekommen. Alle Bemühungen der Philologen, Ethnologen, Anthropologen und aller anderen „ologen“ und „apologeten“, die zu verschiedenen Zeiten aus London und Paris kamen, blieben erfolglos. Im Gegenteil, je mehr die Gelehrten versuchten, das Geheimnis der Todds zu lüften, desto weniger schienen die gewonnenen Informationen mit wissenschaftlichen Erkenntnissen übereinzustimmen.

** Zum Namen Lanka, dem von Rama eroberten Monarchen, und zur Anzahl der oben genannten Jahre siehe „La Mission des Juifs“ von Saint-Yves d'Alveydre. Anmerkung von Herrn Semenoff.*

Alle Hinweise ließen sich in einer Aussage zusammenfassen: Die Todds gehörten nicht zur gewöhnlichen Menschheit.

Solche Aussagen fanden jedoch keinen Platz in der „Geschichte der Völker Indiens“. Da sie feststellten, dass die zuverlässigsten Informationen unzureichend waren, fanden die Gelehrten Trost darin, bestimmte Hypothesen aufzustellen, von denen wir die interessantesten zitieren werden:

Der erste der Theoretiker war der Wissenschaftler Lechenault de la Tour, Botaniker des Königs von Frankreich. Dieser angesehene Gelehrte äußerte in seinen Briefen* seine Überzeugung – man weiß nicht warum –, dass die Todds eine Kreuzung aus Bretonen und Normannen seien, die durch einen Schiffbruch an der Küste Malabars gestrandet seien. Kreuzungen seien im Kaukasus gefunden worden; warum sollten sie nicht auch in den Malabar-Bergen zu finden sein? Diese Hypothese fand die Zustimmung vieler Gelehrter.

Leider wurde diese poetische Vermutung bald durch eine Tatsache widerlegt: Weder die Sprache noch die Denkweise der Todds enthielten die folgenden Worte: Gott, Kreuz, Gebet, Religion, Sünde. Die Todds kennen keine Ausdrücke, die an Monotheismus oder Deismus erinnern – vom Christentum ganz zu schweigen.

** Ein Teil dieser Briefe erschien vom 17. Juni 1820 bis zum 15. Dezember 1821 im „Journal of Madras“.*

Die Todds können auch nicht als Heiden betrachtet werden, da sie niemanden und nichts außer ihren eigenen Büffeln verehren – ich bestehe auf dem Wort „eigen“, da sie keine anderen Büffeln anderer Stämme ehren. Milch, einige Beeren und bestimmte andere Früchte aus ihren Wäldern sind ihre einzige Nahrung. Sie rühren niemals die Milch, den Käse oder die Butter anderer Büffel an, die nicht ihre heiligen *Ammen* sein könnten. Die Todds essen niemals Fleisch; sie säen nicht und ernten nicht. Sie betrachten jede Beschäftigung als minderwertig, außer der Pflege der Büffel und der

Hirtenschaft.

Diese Art zu leben beweist hinreichend, dass die Mischlinge des Mittelalters und die Todds wenig gemeinsam haben. Darüber hinaus muss daran erinnert werden, dass die Todds niemals Waffen benutzen und niemals Blut vergießen, was ihnen eine Art heilige Furcht einflößt. Alle Bergbewohner des Kaukasus nordöstlich von Tiflis haben Waffen und Werkzeuge aus dem Mittelalter in großer Zahl aufbewahrt; ihre Bräuche tragen die Prägung des christlichen Glaubens*. Die Todds besitzen keinerlei Messer, weder altmodische noch moderne.

** Diese Bergbewohner verraten ihre deutsche Herkunft durch die Art, wie sie ihre Würste essen und ihr Bier brauen. Ihre Miliz, die für den Krieg ausgerüstet ist, trägt Kettenhemden und Helme mit Visier. Sie tragen ein Kreuz auf der rechten Schulter.*

Die Theorie von Lechenault de la Tour ist völlig unwahrscheinlich.

Dann kam die alte keltisch-skythische Theorie auf, die zwar mehrfach umgestaltet wurde, aber immer Anklang fand und in diesem Fall, wie in vielen anderen auch, die Gelehrten aus der Verlegenheit befreite. Wenn ein Todd stirbt, wird er zusammen mit seinem Lieblingsbüffel verbrannt, wobei sehr merkwürdige Riten vollzogen werden; war der Verstorbene ein „Priester“, werden sieben bis siebzehn dieser Tiere geopfert.

Aber Büffel sind keine Pferde, und der Typ der Todds ist sehr europäisch und erinnert an die Ureinwohner Südtaliens oder Frankreichs – eine Physiognomie, die sich, soweit wir wissen, stark von der der Skythen unterscheidet.

Lechenault de la Tour kämpfte lange Zeit für seine Ideen, aber als er sah, dass sie verspottet wurden, gab er seine Theorie auf. Die Hypothese der Skythen wird trotz ihrer Unwahrscheinlichkeit immer noch ernst genommen.

Als Nächstes kam die ewig abgelehnte, aber immer wiederbelebte Theorie der „verlorenen Stämme Israels“ auf.

Der deutsche Missionar Metz, unterstützt von einigen seiner britischen Kollegen, die wie er selbst mit einer lebhaften Fantasie gesegnet waren, widmete sich mit Begeisterung der Erforschung dieser Theorie. Um all diese phantastischen Behauptungen zu widerlegen, genügt es jedoch vielleicht, zu wiederholen, dass die Todds niemals einen Gott verehrten, geschweige denn den Gott Israels.

Der unglückliche Deutsche, voller heiliger Frömmigkeit, lebte dreiunddreißig Jahre lang bei den Todds und versuchte, sie zu verstehen. Er lebte ihr tägliches Leben, folgte ihnen von Ort zu Ort*; er wusch sich nur einmal im Jahr, ernährte sich ausschließlich von Milchprodukten und wurde schließlich so fett, dass er an Wassersucht litt. Metz hing mit der ganzen Kraft seines ehrlichen und liebevollen Herzens an den Todds, und obwohl er keinen von ihnen zum christlichen Glauben bekehrt hatte, rühmte er sich, ihre Sprache gelernt und drei Generationen von Todds von Christus erzählt zu haben. Als jedoch andere Europäer versuchten, die Aussagen des Deutschen zu überprüfen, stellten sie fest, dass alle seine Behauptungen unwahr waren.

Zunächst erfuhren sie, dass Metz kein einziges Wort ihrer Sprache beherrschte. Die Todds hatten ihm den Kanaresischen Dialekt beigebracht, den sie mit den Baddagues und den Frauen ihres Stammes sprachen. Metz wusste nichts von ihrer Geheimsprache, die die Ältesten bei Beratungen

** Obwohl die Todds keine Nomaden sind und Häuser besitzen, wechseln sie häufig ihren Wohnort, um bessere Weideplätze für ihre Büffel zu finden.*

oder bei der Ausübung ihrer unbekannten religiösen Zeremonien im Tirieri – einer streng bewachten, heiligen Behausung, die manchmal unterirdisch ist und sich hinter dem Büffelstall befindet. Dieser Tempel ist einem Kult geweiht, den niemand außer den Todds kennt. Selbst die Frauen der Todds kennen diese Geheimsprache nicht – oder ist es ihnen vielleicht verboten, sie zu sprechen? Was die Erleuchtung der Todds durch das Christentum betrifft, so gestand der arme Herr Metz, als er krank und fast sterbend nach Outti gebracht wurde, offen, dass es ihm in diesen

dreißig Jahren des gemeinsamen Lebens nicht gelungen war, einen einzigen Todd zu taufen, weder Mann noch Kind. Er hoffte jedoch, „den Samen für die zukünftige Bildung gesät zu haben“.

Aber auch dort erwartete ihn eine Enttäuschung: Die Jesuitenpatres, die aus dem westlichen Teil von Malabar gekommen waren, waren auf dem Nilguiri eingetroffen; sie versuchten ihrerseits, in den Todds eine Kolonie alter Syrer zu erkennen, die zum Christentum konvertiert waren oder zumindest Manichäer* waren. Sie

** Die Jesuitenpatres versuchten eines Tages zu beweisen, dass die Todds wie die alten Manichäer das „Licht“ der Sonne, des Mondes und sogar das einer gewöhnlichen Lampe verehrten. Ein solcher Beweis würde sicherlich nicht den Manichäismus belegen. Außerdem logen die Jesuiten, als sie dies behaupteten. Die Todds lachten sehr über diese Idee, als sie mit Mrs. Morgan sprachen.*

lange Zeit Nachforschungen an. Mit ihrem Geschick und ihrer gewohnten Schlauheit gelang es den Jesuiten, Beziehungen zu den Todds aufzubauen. Sie konnten zwar nicht ihr Vertrauen gewinnen, aber sie schlossen eine gute Freundschaft mit diesen normalerweise schweigsamen Wilden und erfuhren zu ihrer großen Freude – denn sie verabscheuen die Protestanten noch mehr als die Heiden –, dass Metz möglicherweise seit Jahrhunderten in engster Freundschaft mit ihnen gelebt hatte, ohne den geringsten Eindruck auf sie zu machen.

„Die Sprache der Weißen ähnelt dem Geschwätz der Mainas [eine Art sprechender Vögel] oder dem Geschrei der Affen“, sagten die alten Todds zu den Jesuiten, die in ihrer Selbstgefälligkeit nicht auf die Bedeutung dieses zweideutigen Kompliments eingingen. „Wir hören zu und lachen. ... Was brauchen wir eure Götter, wenn wir unsere großen Büffel haben?“, fügten sie hinzu. Und sie erzählten, wie Metz ihnen vorgeschlagen hatte, ihren Glauben an die Büffel durch die Religion derer zu ersetzen, die ihnen ihre Weiden stahlen und sie täglich demütigten*.

Obwohl die Todds gegenüber den Jüngern Loyolas dieselbe Haltung einnahmen wie und ich selbst darüber. Im Gegenteil, sie haben eine tiefe Abneigung gegen das Licht des Mondes.

** Bücher und Werke der missionarischen Jesuitenpatres an der Küste von Malabar.*

Gegenüber Metz verspotteten die Jesuiten den ehrlichen Deutschen und verbreiteten Anekdoten über ihn in ganz Südindien. Wir kennen und könnten Jesuiten nennen, die mit aller Macht versuchten, die Einheimischen in ihrem Glauben an die Macht Satans zu bestärken, anstatt ihre Bekehrung zum protestantischen Christentum zuzulassen.

Diese Ereignisse fanden vor etwa zehn Jahren statt. Seitdem haben die Missionare dieser beiden Religionen ihre Bemühungen, die Todds zu bekehren, aufgegeben. Sie haben endlich erkannt, dass ihre Bemühungen nichts als Zeitverlust bedeuten würden. Und doch, trotz des völligen Fehlens jeglicher religiöser Gefühle, sind sich alle Schriftsteller und alle Einwohner von Outti einig, dass niemand in Indien so ehrlich, moralisch und wohlätig ist wie die Todds. Diese Handvoll patriarchalischer Wilden, ohne Familie, ohne Geschichte, ohne die geringste (zumindest sichtbare) Bekundung des Glaubens an heilige Prinzipien, außer ihrer Verehrung der schmutzigen Büffel, haben alle Europäer durch ihre kindliche Einfachheit erobert. Gleichzeitig sind die Todds weit davon entfernt, ein barbarisches Volk zu sein, wie ihre erstaunliche Fähigkeit, mehrere Sprachen zu sprechen, und ihre Fähigkeit, ihre eigene heilige Sprache geheim zu halten, beweisen.

Sullivan erzählt in seinen Memoiren, wie er stundenlang mit den Todds Gespräche führte und schließlich sprachlos blieb und mit tiefem Erstaunen ihrem Urteil über die Engländer lauschte. „Die Todds haben spontan und sehr treffend unseren nationalen Charakter und unsere Fehler verstanden.“

Bis hierher habe ich dem Leser die allgemeinen Merkmale der Todds aufgezeigt; ich habe alles oder fast alles erzählt, was man in Indien über sie weiß. Nun kann ich mit der Erzählung meiner persönlichen Abenteuer und Beobachtungen beginnen, die ich inmitten dieses so wenig bekannten und geheimnisvollen Stammes gemacht habe.

KAPITEL III

Ich lerne die Todds kennen

„Die Wahrheit, an der ich festhalte, ist in allen Denkmälern der Vergangenheit eingeprägt. Um die Geschichte zu verstehen, muss man die alten Symbole, die heiligen Zeichen des Priestertums und die Heilkunst der Urzeit studieren, eine Kunst, die heute vergessen ist. ...“

– Baron du Potet.

Die Ereignisse spielen sich in Madras in der ersten Julihälfte des Jahres 1883 ab. Der Westwind weht ab sieben Uhr morgens, also bei Sonnenaufgang, und hält bis fünf Uhr nachmittags ununterbrochen an. Dieser Wind weht bereits seit sechs Wochen und wird bis Ende August anhalten. Das Thermometer zeigt 128 Grad im Schatten an. Da in Russland kaum bekannt ist, was der Westwind im Süden Indiens bedeutet, werde ich versuchen, diesen gnadenlosen Feind der Europäer zu beschreiben. Alle Türen und Fenster, die in Richtung dieses gleichmäßigen, kontinuierlichen und samtigen Windes liegen, werden mit dicken „Tattis“ bedeckt, das sind Matten aus Kousi (einem duftenden Kraut); alle Ritzen werden verstopft. Die kleinste Öffnung wird mit Watte verstopft, einem Material, das als bester Schutz gegen diesen Westwind gilt. Aber nichts hindert diesen Wind daran, alles zu durchdringen – selbst Gegenstände, die wasserundurchlässig sind. Dieser Wind dringt in die Wände ein, und infolge seines gleichmäßigen und ruhigen Bläsens kommt es zu folgendem außergewöhnlichen Phänomen: Bücher, Papiere und Manuskripte, alle Papiere bewegen sich, als wären sie lebendig. Blatt für Blatt hebt sich, als würde es von einer unsichtbaren Hand erfasst, dann rollt sich jedes Blatt unter dem Druck dieses unerträglich heißen und brennenden Windes zu einer winzigen Röhre zusammen, woraufhin das Papier unter den Liebkosungen der neuen Zephyrwinde nur noch weiter zittert. Staub, der zunächst kaum wahrnehmbar ist, dann aber sehr dicht wird, legt sich auf Möbel und andere Gegenstände. Wenn ein Tuch damit bedeckt ist, kann ihn keine Bürste mehr entfernen. Und wenn Sofas und Stühle nicht stündlich abgeklopft werden, ist die Staubschicht, die sich bis zum Abend gebildet hat, einen Zentimeter dick.

Es gibt nur eine Rettung, die „Punka“: Man öffnet den Mund weit, dreht sich nach Osten und bleibt bewegungslos sitzen oder liegen und atmet die künstlich erzeugte Frische ein, die durch die Bewegung eines riesigen Ventilators erzeugt wird, der über den Raum verteilt. Wenn die Sonne untergegangen ist, kann man reine, wenn auch überhitzte Luft atmen.

Aus diesem Grund folgen die europäischen Einwohner Madras' im März dem Beispiel der lokalen Regierung und ziehen bis November in die „Blauen Berge“. Auch ich beschloss zu gehen, aber nicht im Frühling: Es war bereits Mitte Juli, und der Westwind hatte mich bis auf die Knochen ausgetrocknet. Ich nahm die Einladung meiner guten Freunde, der Familie von General Morgan, an. Am 17. Juli, halb tot vor Hitze, packte ich schnell meine Koffer und fand mich um sechs Uhr abends in einem Zugabteil wieder. Am nächsten Vormittag war ich in Metopolam, am Fuße des Nilguiri.

Dort kam ich in direkten Kontakt mit der anglo-indischen Ausbeutung, die wir Zivilisation nennen, und traf auch Herrn Sullivan, Mitglied des Rates und Sohn des verstorbenen Sammlers von Kouimbatour. Die „Ausbeutung“ präsentierte sich in Form einer abscheulichen Kiste auf zwei Rädern, die mit einem Leinentuch bedeckt war. Ich hatte dafür bereits in Madras bezahlt, wo sie unter dem Pseudonym „geschlossener Wagen mit Federn und sehr bequem“ angeboten wurde. Was Herrn Sullivan betrifft, so muss ich sagen, dass er mir wie der Schutzengel dieser Berge erschien. Er

hatte sicherlich einen sehr großen Einfluss auf diese Höhen, die sich vor uns zum Himmel erhoben, aber er war ebenso machtlos wie ich gegen die Ausbeutung durch die privaten britischen Spekulanten, die sich am Fuße des Nilgiri niedergelassen hatten. Er konnte mich nur trösten, indem er mir ein Beispiel gab. Nachdem er sich vorgestellt hatte, erzählte er mir, dass er auf dem Weg zu den Behörden sei, die ihn gerufen hatten (er hatte seine Plantage verlassen, die ich nicht kannte). Dann setzte er sich ohne Protest und wir setzten unsere Fahrt in dieser schrecklichen Kiste auf zwei Rädern fort. Die Großen der „überlegenen“ Rasse, die so stolz auf die Brahmanen sind, werden ganz klein und zittern vor den Unterlegenen ihres eigenen Volkes in Indien. Das habe ich mehr als einmal beobachtet. Vielleicht fürchten sie ihre Enthüllungen, aber vielleicht fürchten sie noch mehr ihre giftigen Zungen und ihre allmächtigen Verleumdungen.

So fürchtete sich das Ratsmitglied, ein Wort zu dem schmutzigen Angestellten zu sagen, dem „Beauftragten für den Transport von Reisenden und Gepäck von Madras nach Nilguiri“. Als dieser Angestellte unverschämt erklärte, dass er wegen des Regens in den Bergen nicht riskieren werde, die Farbe und den Lack der „geschlossenen Wagen zu ruinieren, und dass die Reisenden daher in offenen Kutschen fahren müssten, zeigten weder Mr. Sullivan noch die anderen englischen Reisenden eine dieser anglo-hinduistischen Gesten, die selbst die höchsten Einheimischen in nichts und Nichts stellen.

Es gab nichts zu tun. Ich saß in einer zusammengekauerten Haltung in dieser Kiste auf zwei Rädern, im Vergleich zu der die russische Tonga auf der Straße nach Simla wie ein königlicher Abteil gegenüber einer Hundehütte wirkt, in der die Hunde während einer Reise untergebracht sind. So begannen wir den Aufstieg auf den Berg. Zwei elende, abgenutzte Klepper zogen die Kutsche. Wir hatten kaum eine halbe Meile zurückgelegt, als einer dieser Phantome sich auf die Hinterbeine stellte und umfiel, wobei er die Kutsche, in der ich mitrollte, in einen Abgrund stürzte – glücklicherweise nicht sehr tief – in den ich jedoch nicht fiel. Ich kam mit einem blauen Auge davon, nur mit einer unangenehmen Überraschung und einem zerrissenen Kleid. Einer der Engländer eilte mir freundlicherweise zu Hilfe (sein Wagen war im roten Lehm stecken geblieben) und ließ dann seine Wut an dem Kutscher aus, der weder der Besitzer des zweirädrigen Wagens noch des auf der Straße verendeten Pferdes war. Der Kutscher war ein Einheimischer, und wir wussten, dass es zwecklos wäre, den Engländer zu beruhigen. Ich war gezwungen, auf die Ankunft eines anderen Wagens und zweier weiterer Pferde zu warten, die aus dem Depot kommen sollten. Ich bedauerte diesen Zeitverlust nicht. Ich hatte bereits die Bekanntschaft eines der Ratsmitglieder gemacht – eine Bekanntschaft, die unter dem Zwang einer gemeinsamen Ausbeutung zustande gekommen war. Dann kam ich auch mit einem anderen Engländer ins Gespräch. Eine Stunde Wartezeit war vergangen, aber während dieser Zeit erfuhr ich viele neue Details über die Entdeckung des Nilgiri, den Vater von Herrn Sullivan und die Todds. Später, in Outti, hatte ich oft Gelegenheit, diese beiden „Würdenträger“ wiederzusehen.

Schließlich setzten wir unsere Reise fort, aber mein Unglück war noch nicht zu Ende. Eine weitere Stunde war vergangen, als es zu regnen begann. Mein Taxi verwandelte sich bald in eine Badewanne mit Dusche. Außerdem sank die Temperatur proportional zu unserer Höhe. Endlich kamen wir in Chotaguri an. Ich fror in meinem Pelzmantel. Es war noch eine Stunde Fahrt. Da war ich nun, in den „Blauen Bergen“, mitten in der Regenzeit. Ein Strom dickflüssigen Wassers, das vom durchnässten Boden rot gefärbt war, rauschte auf uns zu, und das wunderschöne Panorama zu beiden Seiten der Straße war fast vollständig vom Nebel verdeckt. Doch trotz dieser unangenehmen Bedingungen genoss ich die Reise. Die frische Luft war herrlich nach der schwülen Atmosphäre in Madras. Obwohl sie voller Feuchtigkeit war, war sie vom Duft der Veilchen und der Kieferngärten erfüllt. Welche Geheimnisse hatten diese Wälder, die die Hänge der Blauen Berge bedeckten, im Laufe ihrer langen Existenz wohl gesehen? Was hatten diese jahrhundertealten Stämme gesehen, die eifersüchtig Szenen wie die aus „Macbeth“ verbargen? Legenden sind heutzutage nicht mehr in Mode – man nennt sie Geschichten, was natürlich ist. „Eine Legende ist eine Blume, die sich nur auf dem Nährboden des Glaubens entfaltet.“ Der Glaube ist jedoch längst aus den Herzen des zivilisierten Abendlandes verschwunden. Aus diesem Grund verwelken diese Blumen unter dem

mörderischen Atem des modernen Materialismus und der allgemeinen Ungläubigkeit.

Diese rasante Veränderung des Klimas, der Atmosphäre und der gesamten Natur erschien mir wie ein Wunder. Ich vergaß die Kälte, den Regen, die schreckliche Kiste, in der ich auf meinen Koffern saß, die halb zerbrochen und mit Schlamm verschmutzt waren; ich hatte nur noch einen Wunsch: zu atmen, diese reine und schöne Luft zu trinken, die ich seit Jahren nicht mehr eingeatmet hatte.

Wir kamen um sechs Uhr abends in Outti an. Es war Sonntag, und bald stießen wir auf eine Menschenmenge, die vom Abendgottesdienst zurückkehrte. Die meisten dieser Menschen waren Eurasier – Europäer, in deren Adern das „schwarze“ Blut fließt. Blut – Wanderpässe mit „besonderen Merkmalen“, die sie von der Wiege bis zur Bahre in ihren Fingernägeln, ihrem Profil, ihren Haaren und ihrer Hautfarbe mit sich tragen. Ich kenne nichts Lächerlicheres als einen Eurasier in einer modischen Jacke, dessen niedrige Stirn von einem runden Hut bedeckt ist. Noch lächerlicher ist vielleicht eine Eurasierin mit einem Hut, der mit Federn geschmückt ist. Sie ähnelt einem Pferd mit einem Kopfschmuck aus Straußenfedern, das vor einem Leichenwagen steht. Kein Engländer ist in der Lage, einen solchen Hass gegen die Hindus zu empfinden und vor allem zu zeigen wie die Eurasier. Die Tiefe ihres Hasses gegen die Ureinwohner wächst mit der Menge an Blut, die sie von den Einheimischen assimilieren. Die Hindus zahlen ihnen zurück, und zwar mit Zinsen. Der „sanfte“ Heide verwandelt sich in einen grausamen Tiger, sobald in seiner Gegenwart das Wort „Eurasier“ fällt.

Ich schaute jedoch nicht *auf* die Kreolen, die bis zu den Knien im schweren Schlamm von Outtakamand versanken, der alle Straßen dieser kleinen Stadt wie mit Blut bedeckte. Ich schaute nicht auf die frisch rasierten Missionare, die unter ihren offenen Regenschirmen auf den weiten Plätzen predigten und mit ihren Armen pathetisch gestikulierten, während das Wasser von den Bäumen tropfte. Die Todds gehen nicht in diesen Straßen – sie kommen selten in die Stadt. Meine Neugier – das erfuhr ich bald – konnte erst einige Tage später gestillt werden.

Am Abend zuvor war ich im Zug fast erstickt vor unerträglicher Hitze. Jetzt, da ich an dieses Klima nicht gewöhnt war, zitterte ich unter meiner Decke vor Kälte und musste die ganze Nacht ein Feuer machen.

Drei Monate lang, bis Ende Oktober, arbeitete ich daran, neue Informationen über die Todds und die Kouroumbs zu sammeln. Ich ging als Nomade zu den ersteren und lernte fast alle Ältesten dieser beiden außergewöhnlichen Stämme kennen. Frau Morgan und ihre Töchter, die alle in diesen Bergen geboren waren und neben Tamil auch die Sprache der Baddagues sprachen, waren mir eine große Hilfe und halfen mir, meine Sammlung von Fakten jeden Tag zu bereichern. Ich habe hier alles zusammengetragen, was ich von ihnen persönlich und auf andere Weise erfahren konnte, sowie alles, was ich aus den mir anvertrauten Manuskripten entnehmen konnte. Ich übergebe diese Fakten dem Leser zu seiner Untersuchung.

Es gibt in der Tat keinen Stamm auf der Welt, der den Todds ähnelt. Die Entdeckung der „Blauen Berge“ war für Madras das, was die Entdeckung Amerikas für Europa war. In den letzten fünfzig Jahren sind zahlreiche Bücher über Nilguiri und die Todds erschienen, und jedes stellt ausnahmslos die Frage: „Aber wer sind die Todds?“ Woher kommen sie tatsächlich? Aus welchem Land sind sie gekommen – diese Riesen, diese wahren „Brobdignags“ aus dem Land Gullivers? Aus welchem Zweig der Menschheit, der längst ausgetrocknet und zu Staub zerfallen ist, fiel diese seltsame, unbekannte Frucht auf die „Blauen Berge“?

Nachdem die Engländer nun seit mehr als vierzig Jahren Seite an Seite mit den Todds leben und alles über sie erfahren haben, was möglich ist – also so gut wie nichts –, haben sich die Behörden in Madras etwas beruhigt und ihre Taktik geändert. „Die Todds sind kein Geheimnis, und genau deshalb kann niemand sie durchschauen“, sagen die Beamten. „Es gibt und gab nichts Rätselhaftes an ihnen. . . . Diese Männer sind wie andere Männer. Selbst ihr Einfluss auf die Baddagues und die Kouroumbs, der auf den ersten Blick unverständlich ist, lässt sich leicht erklären: Es ist die abergläubische Furcht der unwissenden Ureinwohner und der hässlichen Zwerge vor der

körperlichen Schönheit, der großen Statur und der moralischen Kraft, mit der dieser andere Stamm ausgestattet ist.

Mit anderen Worten: Die Todds sind schöne, wenn auch schmutzige Wilde, unreligiös und ohne bewusstes Vergangenheitsbewusstsein. Sie stellen einfach einen Stamm dar, der seine Herkunft vergessen hat und teilweise bestialisch ist, wie alle anderen Stämme Indiens.“

Allerdings sehen alle Beamten, Landwirte, Pflanzer und alle, die sich seit langem in Outtakamand, Kottaguri und anderen kleinen Städten und Dörfern an den Hängen des Nilguiri niedergelassen haben, das Problem anders. Die sesshaften Bewohner der „Sanatorien“*, die in dreißig Jahren wie Pilze aus dem Boden schossen, wissen Dinge, die die neu angekommenen englischen Beamten nicht einmal in ihren Träumen sehen werden und über die Stillschweigen bewahrt wird. Wer möchte schon zum Gespött anderer werden? Es gibt jedoch auch andere, die sich nicht scheuen, offen und mit Nachdruck das auszusprechen, was sie als wahr erkannt haben.

Zu diesen Letzteren gehört die Familie, die mich eingeladen hatte und seit vierzig Jahren nicht mehr aus Outtakamand weggegangen war. Diese Familie bestand aus General Rhodes Morgan, seiner lebenswürdigen und gebildeten Frau und ihren acht Töchtern und verheirateten Söhnen.

** Dieser Name wird von den Engländern für Städte wie Simla, Darjeeling, Mussoorie und andere Städte in den Bergen Indiens verwendet, in die Offiziere und Soldaten zur Erholung geschickt werden.*

Sie alle haben klare und feste Meinungen über die Todds und die Kouroumbis – insbesondere über Letztere. „Meine Frau und ich sind in diesen Bergen alt geworden“ – das war ein oft wiederholter Ausspruch des ehrenwerten alten englischen Generals. „Meine Frau, ich und unsere Kinder sprechen die Sprache der Baddagues und wir verstehen die Dialekte der anderen lokalen Stämme. Hunderte von Baddagues und Kouroumbis arbeiten auf unseren Plantagen. Sie sind an uns gewöhnt, mögen uns und betrachten uns als Mitglieder ihrer Familien, als ihre Freunde und treuen Beschützer. Wenn es also jemanden gibt, der sie gut kennt, ihr Familienleben, ihre Bräuche, ihre Riten, ihren Glauben, dann sind das nur wir, meine Frau, ich und mein ältester Sohn, der hier als Steuereintreiber dient. So kommen wir ständig mit ihnen in Kontakt, und gestärkt durch Tatsachen, die sich mehr als einmal vor Gericht bewährt haben, zögere ich nicht, offen zu erklären, dass die Todds und Kouroumbis wirklich und zweifellos über bestimmte Kräfte verfügen, von denen unsere Gelehrten keine Ahnung haben. ... Wenn ich abergläubisch wäre*, könnte ich dieses Problem ganz einfach lösen.

** Der ehrenwerte General ist ein „Freidenker“ und schätzt den wissenschaftlichen Agnostizismus von Herbert Spencer und anderen Philosophen derselben Schule sehr.*

Ich würde zum Beispiel wie unsere Missionare sagen: „Die Moulou-Kouroumbis sind eine teuflische Brut, sie sind die direkten Nachkommen des Teufels. Die Todds, obwohl Heiden, dienen als Gegenmittel gegen die Kouroumbis; sie sind das Werkzeug Gottes, um die Macht der Kouroumbis zu schwächen und ihre Pläne zu vereiteln.“ Da ich jedoch nicht an den Teufel glaube, bin ich schon vor langer Zeit zu einer anderen Überzeugung gelangt: Wir können nicht leugnen, dass es im Menschen und in der Natur Kräfte gibt, die wir nicht verstehen. Wenn unsere hochmütige Wissenschaft sich weigert, ihre Realität anzuerkennen, dann liegt das an einem Mangel an Weisheit und daran, dass die Wissenschaft alles ablehnt, was sie nicht verstehen oder klassifizieren kann*.

„Zu oft habe ich Ereignisse erlebt, die unbestreitbare Beweise für die Existenz dieser unbekannten Kraft waren, sodass ich die Skepsis der Wissenschaftler in dieser Hinsicht nur ablehnen kann“†.

** Es ist interessant, die Meinungen des englischen Skeptikers mit denen des Priesters Beliousine zu vergleichen, der in den Zeitschriften unserer Hauptstadt zahlreiche Artikel über den Aberglauben des russischen Volkes in Bezug auf Zauberer und Hexerei veröffentlicht hat. Wir werden später feststellen, dass die Geisteshaltung des englischen Generals der des russischen Priesters sehr nahe kommt.*

† Dies ist ein Auszug aus einem Bericht von Generalmajor Morgan an den Ausschuss, der vom Generalrat der Theosophischen Gesellschaft zur Untersuchung der Religionen, Bräuche, Kulte und Aberglauben der dravidischen Bergstämme eingerichtet wurde.

Dies Alles, was mein verehrter Freund und Gastgeber von den Todds und den Kouroumbts gesehen und gehört hatte, würde Bände füllen. Ich werde eine Begebenheit erzählen, deren Echtheit vom General, seiner Frau und seinen Kindern bestätigt wurde. Diese Geschichte wird beweisen, wie sehr diese gebildeten Menschen an die Hexerei und die teuflische Macht der Moulou-Kouroumbts glaubten.

„Nachdem ich viele Jahre in Nilguiri gelebt habe“, schreibt Mrs. Morgan* in ihrem Buch „Hexerei in Nilguiri“, „war ich in der Lage, das Leben und die Bräuche von Hunderten von Einheimischen verschiedener Stämme zu studieren, die auf unseren Plantagen arbeiteten. Ich weiß, dass sie oft auf Dämonologie und Hexerei zurückgreifen, insbesondere

Der Bericht, verfasst von einem der wichtigsten Mitglieder des Rates und Präsidenten der Theosophischen Gesellschaft von Toddebet in Outtakamand, wurde am Tag der jährlichen Mitgliederversammlung am 27. Dezember 1883 in Adyar (Madras) vor 3.000 Personen auf einer öffentlichen Versammlung verlesen. Die Familie von General Morgan ist in ganz Südindien bekannt. Sie genießt das Ansehen der Behörden und der gesamten europäischen Gesellschaft. Mit ihrer ausdrücklichen Zustimmung gebe ich ihre Namen bekannt und nehme sie als Zeugen. Die Skeptiker in Russland sind eingeladen, sich für weitere Informationen an den General selbst zu wenden, wenn sie die Meinung eines englischen Gelehrten über die Zauberei und Hexerei der Moulou-Kouroumbts erfahren möchten.

** Ehefrau des Generals und Tochter des Generalgouverneurs von Travankor in Trivandroum, wo sie geboren wurde.*

Dieser Stamm ist in drei Zweige unterteilt: erstens die gewöhnlichen Kouroumbts, die aus sesshaften Waldbewohnern bestehen, die oft als Arbeiter tätig sind; der zweite Zweig sind die Teni-Kouroumbts (abgeleitet vom Wort „tein“, Honig), die sich von Honig und Wurzeln ernähren; der dritte Zweig sind die Moulou-Kouroumbts. Letztere sind häufiger in den zivilisierten Teilen der Berge, d. h. in den europäischen Dörfern, anzutreffen als die Teni-Kouroumbts. Sie leben in großer Zahl in den Wäldern in der Nähe von Viniade. Sie benutzen Pfeil und Bogen und jagen gerne Elefanten und Tiger. Es gibt einen Volksglauben, der oft durch Tatsachen bestätigt wird, dass die Moulou-Kouroumbts (wie die Todds) Macht über alle wilden Tiere haben, insbesondere über Elefanten und Tiger. In bestimmten Fällen sind sie sogar in der Lage, deren Gestalt anzunehmen. Unter dem Deckmantel dieser Lykanthropie begehen die Moulou-Kouroumbts viele Verbrechen, ohne bestraft zu werden; sie sind sehr rachsüchtig und böse. Die anderen Kouroumbts wenden sich immer an sie, wenn sie Hilfe brauchen. ... Wenn ein Einheimischer Rache an einem Feind nehmen will, ruft er einen Kouroumbt herbei.

„Unter den Arbeitern, die auf einer Plantage in Outtakamand arbeiteten, gab es eine ganze Gruppe Baddagues, dreißig junge und starke Männer, die alle ohne Ausnahme in unserem Gebiet aufgewachsen waren, wo schon ihre Väter und Mütter vor ihnen gedient hatten. Plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, verringerte sich ihre Zahl. Ich bemerkte fast täglich die Abwesenheit eines Arbeiters, dann eines anderen. Nachforschungen ergaben, dass der Abwesende plötzlich erkrankt und kurz darauf gestorben war.

„An einem Markttag traf ich einen Monegar (Ältesten) des Dorfes, aus dem meine Baddague-Arbeiter stammten. Er sah mich, blieb stehen, kam auf mich zu und begrüßte mich mit großer Ehrerbietung.

„Mutter“, sagte er, „ich bin traurig, denn ein großes Unglück ist über mich gekommen“ – woraufhin er verzweifelt schluchzte.

„Was ist los? Sprich schnell ...“

„Alle meine Söhne sterben einer nach dem anderen, und ich bin unfähig, ihnen zu helfen, machtlos, das Übel aufzuhalten ... Die Kouroumb töten sie.“

Ich verstand und fragte nach dem Motiv, das die Kouroumb zu diesen Morden veranlasst hatte.

„Sie wollen immer mehr Geld. ... Wir geben ihnen schon fast alles, was wir verdienen, aber sie sind immer noch unzufrieden. Letzten Winter habe ich ihnen gesagt, dass wir kein Geld mehr haben, dass wir ihnen nichts mehr geben können. „Na gut ... macht, was ihr wollt ... aber wir werden bekommen, was wir wollen. ...“ Wenn sie so antworten, weiß man schon im Voraus, was das bedeutet. Solche Worte sagen den unvermeidlichen Tod mehrerer Mitglieder unserer Gruppe voraus. ... Nachts, wenn alle um uns herum schlafen, werden wir plötzlich geweckt und sehen einen Kouroumb in unserer Mitte. Unsere ganze Gruppe schläft in einer großen Schlafbaracke. ...'

„Warum schließt ihr eure Türen nicht richtig? Warum schließt ihr sie nicht ab?“, fragte ich den Ältesten.

„Wir sperren sie ein, aber was nützt das schon! Man kann alles verschließen – der Kouroumb durchdringt jedes Objekt. Keine Steinmauern können ihn aufhalten. ... Nachdem man erwacht ist, sieht man ihn voller Angst, er ist da – mitten unter uns – er starrt uns an, einen nach dem anderen – dann hebt er den Finger und zeigt auf einen, dann auf den anderen. Madou, Kourirou, Djogui (die Namen der letzten drei Opfer), er öffnet nicht den Mund – er schweigt – zeigt nur, dann verschwindet er plötzlich, ohne eine Spur zu hinterlassen! Einige Tage später werden diejenigen, auf die er mit dem Finger gezeigt hat, krank; Fieber überkommt sie, ihr Magen schwillt an – und der dritte, oft der dreizehnten Tag, sterben. So sind in den letzten Monaten achtzehn junge Männer von dreißig unter uns gestorben. Wir sind jetzt nur noch eine Handvoll Männer. . . . Und der Monegar vergoss heiße Tränen.

„Aber warum reicht ihr keine Beschwerde bei der Regierung ein?“, fragte ich.

„Werden die Saabs uns glauben? Und wer könnte einen Moulou-Kouroumb fangen?“

„Dann gebt diesen schrecklichen Zwergen, was sie verlangen, zweihundert Rupien, und lasst sie versprechen, die anderen in Ruhe zu lassen. ...“

„Ja, das wird notwendig sein“, seufzte der Baddague. Dann verbeugte er sich erneut und ging fort.

Diese Geschichte ist eine von vielen Begebenheiten, die mir von Mrs. Morgan erzählt wurden, einer intelligenten und ernsthaften Frau, und sie ist ein Beweis dafür, wie sehr die Engländer den „abergläubischen Eingeborenen“ in ihrem Glauben an magische okkulte Kräfte nacheifern.

„Ich lebe seit über vierzig Jahren unter diesen Stämmen“, sagte die Frau des Generals oft. „Ich habe sie lange, lange Zeit sehr genau beobachtet. Es gab eine Zeit, da glaubte ich nicht an diese ‚Kraft‘ und hielt alles, was damit zu tun hatte, für Unsinn. Aber überzeugt von den Tatsachen, kann ich nicht anders, als wie viele andere zu glauben. . . .“

„Wissen Sie, dass die Leute über Ihren Glauben an ‚Hexerei‘ lachen?“, fragte ich eines Tages.

„Ich weiß. Aber die Meinung der Masse, die oberflächlich urteilt, kann meine Überzeugung, die auf Tatsachen beruht, nicht ändern.“

„Gestern Abend beim Abendessen erzählte mir Herr Betten lachend, dass er vor zwei Monaten den Kouroumb begegnet sei und trotz ihrer Drohungen noch am Leben sei ...“

„Was hat er Ihnen genau erzählt?“, fragte Frau Morgan lebhaft, nahm ihre Brille ab und legte ihre Arbeit beiseite.

„Bei der Jagd hatte er einen Elefanten verwundet, aber das Tier verschwand im dichten Wald. Der Elefant war jedoch prächtig, und Herr Betten wollte ihn nicht verlieren. Acht Burgher-Baddagues waren bei ihm; er befahl ihnen, dem verwundeten Elefanten zu folgen und ihn zu finden. Aber das Tier zwang sie, immer weiter und weiter zu gehen. Dann, als die Baddagues plötzlich erklärten, dass sie nicht weitergehen würden, weil sie Angst hatten, den Kouroumb zu begegnen, sahen sie

den leblosen Körper des Elefanten. Als der Engländer sich dem Tier näherte, stand er plötzlich mehreren Kouroumbis. Sie erklärten, der Elefant gehöre ihnen, sie hätten ihn gerade getötet, was sie mit zwölf Pfeilen bewiesen, die in den Körper des Kadavers steckten. Betten suchte jedoch nach der Wunde, die seine Kugel verursacht hatte. Seiner Meinung nach hatten die Kouroumbis dem Tier, das von ihm schwer verwundet worden war, nur den Todesstoß versetzt. Die Zwerge bestanden jedoch auf ihrem Recht. Dann – so erzählt Herr Betten – verjagte er sie trotz ihrer Verwünschungen und kehrte nach Hause zurück, nachdem er dem Elefanten die Pfoten und Stoßzähne abgeschnitten hatte. „Ich bin noch gesund und munter“, sagte er lachend zu mir, „während die Hindus in meinem Büro mich schon begraben hatten, als sie von meiner Begegnung mit den Kouroumbis hörten.“

Frau Morgan hörte meine Geschichte geduldig an und fragte mich dann:

„Ist das alles, was er Ihnen erzählt hat?“

„Ja.“

Nach dem Abendessen gab es eine allgemeine Diskussion zu diesem Thema.

„Nun werde ich Ihnen erzählen, was Betten verschwiegen hat; danach werde ich einen Zeugen rufen, den einzigen Überlebenden dieser schrecklichen Begegnung. Hat Betten Ihnen die Worte wiederholt, die die Kouroumbis aussprachen, als er zum ersten Mal versuchte, die Stoßzähne des Tieres zu nehmen? „Wer unseren Elefanten anfasst, wird uns in der Stunde seines Todes sehen.“ Das ist die übliche Drohung. Wären Bettens Baddagues aus diesem Land gewesen, hätten sie sich lieber von ihrem Herrn auf der Stelle töten lassen, als die Drohung der Kouroumbis zu missachten. Aber er hatte sie aus Maissour mitgebracht. Betten verwundete das Tier, aber er ist zu empfindlich – das gibt er selbst zu –, um den Kadaver eines Tieres in Stücke zu schneiden. Er ist nur ein halber Jäger – ein „Cockney“ aus London“, fügte Mrs. Morgan verächtlich hinzu. „Diese Chicaris aus Maissour schnitten dem Tier die Pfoten und Stoßzähne ab und trugen sie dann auf ihren Stangen davon. Sie waren zu acht, und wollen Sie wissen, wie viele von ihnen noch am Leben sind?“

Die Frau des Generals klatschte in die Hände. Damit rief sie ihren Diener herbei. Sie schickte ihn, Pournu zu holen.

Pournu war ein alter Chicari von sehr schwacher Gesundheit. Mit seinen kleinen dunklen, galligen Augen blickte er ängstlich zu seiner Herrin und zu mir. Er verstand sicherlich nicht, warum er in den Salon der Saabs gerufen worden war.

Frau Morgan sagte in entschlossenem Ton: „Als Sie vor zwei Monaten mit Betten-Saab auf Elefantenjagd waren, wie viele Chicaris waren Sie insgesamt?“

„Acht Männer, Madame Saab; Djotti, ein Kind, war der neunte“, antwortete der alte Mann mit heiserer Stimme.

„Und wie viele sind Sie heute?“

„Ich bin allein übrig geblieben, Frau Saab“, seufzte der alte Mann.

„Was!“, rief ich mit unverhohlener Angst. „Alle anderen, sogar das Kind, sind tot?“

„Mourche, sie sind tot – alle!“, stöhnte der alte Jäger.

„Erzählen Sie Frau Saab, wie und warum sie gestorben sind“, befahl Frau Morgan.

„Die Moulou-Kouroumbis haben sie getötet; ihre Bäuche schwellen an, und sie starben einer nach dem anderen; der letzte Mann starb vor fünf Wochen ...“

„Aber wie wurde dieser Mann gerettet?“

„Ich habe ihn sofort zu den Todds geschickt, damit sie ihn heilen“, erklärte Mrs. Morgan. „Die Todds haben die anderen nicht aufgenommen. Sie nehmen es nie auf sich, diejenigen zu heilen, die trinken, sie schicken sie zurück – deshalb sind meine guten Arbeiter einer nach dem anderen gestorben, insgesamt zwanzig Männer“, fügte sie mit einem Seufzer hinzu. „Da, dieser alte Mann

wird gerade geheilt – außerdem hat er den Elefanten nicht angerührt – er hat nur ein Gewehr getragen. Betten hatte mir erzählt, und andere haben es später bestätigt, dass er die Chicaris bedroht hat, um sie dazu zwingen würde, die ganze Nacht mit den Kouroumbis im Wald zu verbringen, wenn sie die Überreste des Elefanten nicht mitnehmen würden. Aus Angst schnitten sie ihm schnell die Pfoten und Stoßzähne ab und trugen sie fort. Purna, der lange Zeit im Dienste meines Sohnes in Maissour gestanden hatte, eilte zu meinem Haus.

Ich schickte ihn und seine Kameraden sofort zu den Todds. Aber sie empfingen niemanden außer Purna, der niemals trinkt. Die anderen wurden noch am selben Tag krank. Sie gingen wie Gespenster unter uns umher, grün, eingefallen, aber mit stark geschwollenen Bäuchen. Innerhalb eines Monats waren sie alle an „Fieber“ gestorben, laut der Diagnose des Militärarztes. „Aber ein armes kleines Kind kann doch noch kein Trinker sein?“, fragte ich.

„Warum haben die Todds es nicht gerettet?“

„Selbst unsere fünfjährigen Kinder trinken“, antwortete Mrs. Morgan mit einem Ausdruck des Ekels. „Bevor wir in die Berge von Nilguiri kamen, gab es keinen Geruch von Alkohol; das ist das Geschenk der Gnade, das uns unsere Zivilisation gemacht hat. Und jetzt ...

„Jetzt? ...“

Heute tötet der Alkohol so viele Menschen wie die Kouroumbis. Er ist ihr bester Verbündeter. Sonst wären die Kouroumbis aufgrund der Nähe der Todds machtlos.“

Bei diesen Worten verstummte unser Gespräch. Frau Morgan gab Anweisung, zwei Ochsen vor eine große Kutsche zu spannen. Sie lud mich ein, ihr Dorf „hinter den Kräutern“ zu besuchen. Wir fuhren los.

Während der gesamten Fahrt sprach sie mit mir über die Todds und die Kouroumbis.

Frau Morgan liebt diese Berge und ist stolz auf sie. Sie betrachtet sich als ihr Kind, und die Todds und sogar die Baddague-Arbeiter gehören für sie zur Familie. Die Frau des Generals kann ihrer Regierung nicht verzeihen, dass sie die Zauberei und ihre verheerenden Folgen nicht anerkennt.

„Unsere Regierung ist einfach dumm“, sagte Mrs. Morgan ganz aufgeregt. „Sie weigert sich, einen Untersuchungsausschuss einzurichten und die von den Einheimischen aller Kasten anerkannten Tatsachen zu glauben, während einige von ihnen diese schrecklichen Mittel nutzen, um Verbrechen zu begehen, die nicht bestraft werden können. Diese Verbrechen werden viel häufiger begangen, als bekannt ist. Die Angst vor dieser okkulten Macht ist unter unserem Volk so groß, dass sie lieber ein Dutzend unschuldiger Tiere durch eine ganz andere Art von Zauberei töten, als einen Patienten sterben zu lassen, den sie für das Opfer des bösen Blicks eines Kouroumb halten – in der Überzeugung, dass sie ihn auf diese Weise retten können. Eines Tages ritt ich auf dem Lande. Plötzlich scheute mein Pferd, bäumte sich auf und sprang seitwärts in einer völlig unerwarteten Weise, sodass ich fast aus dem Sattel geworfen wurde. Ich schaute auf die Straße und sah etwas sehr Seltsames. Dort stand ein großer flacher Korb, auf dem der abgetrennte Kopf eines Schafes lag, der mit stumpfen Augen die Passanten anstarrte; auf diesem Teller lagen auch eine Kokosnuss, zehn silberne Rupien, etwas Reis und Blumen. Dieser Korb stand auf drei Pfählen, die zu einem Dreieck angeordnet waren, und war mit drei sehr feinen Fäden an diesem Dreieck befestigt. Das Ganze war so konstruiert, dass jeder, der von der einen oder anderen Straßenseite kam, unweigerlich gegen diese Fäden stieß, sie zerriss und so einen heftigen Schlag von dem tödlichen „Sounnioum“ erhielt, wie diese Art von Zauberei hier genannt wird. Dies ist das gewöhnlichste Mittel, zu dem die Einheimischen greifen, wenn sie in Krankheitsfällen, in denen nur noch der Tod als Lösung erscheint, sehr oft Zuflucht nehmen. Dann bereiten sie das „Sounnioum“ vor. Wer es auch nur mit einem Faden berührt, wird von der Krankheit befallen, während der Kranke geheilt wird. Das „Sounnioum“, das ich an jenem Abend beinahe getroffen hätte, war auf der Straße aufgestellt worden, die zum Club führt und wo zu später Stunde immer Leute vorbeikommen. Mein Pferd rettete mich, aber ich verlor es; es starb zwei Tage später. Wie kann man nach einer solchen

Erfahrung nicht an das „Sounnioum“ und all diese Zauberei glauben! . . .” Und sie fuhr fort: „Es ärgert mich, dass die Ärzte den durch Zauberei verursachten Tod einer bestimmten unbekannten Fieberkrankheit zuschreiben. Seltsames Fieber – das seine Opfer so unfehlbar und so intelligent auswählt. Es befällt niemals diejenigen, die nicht mit den Kouroums in Konflikt geraten. Es ist immer das Ergebnis einer unangenehmen Begegnung, eines Kampfes mit ihnen und das Ergebnis ihrer Wut auf ihr Opfer. Es gibt und gab nie irgendeine Art von Fieber in Nilguiri. Es ist der gesündeste Ort der Welt. Meine Kinder waren seit dem Tag ihrer Geburt noch nie eine einzige Stunde lang krank. Sehen Sie sich Edith und Claire an, ihre Kraft und ihre klare Hautfarbe,, fügte Mrs. Morgan hinzu und zeigte auf ihre Kinder.

Sie hörte nicht auf meine Komplimente. Sie schimpfte weiter über die Ärzte. Dann unterbrach sie plötzlich ihre Schmähreden und rief aus: “Sehen Sie, da ist einer der schönsten Mourrti der Dörfer der Todds. Ihr Heiliger Kapiloll, der Älteste, lebt dort.”

Die Todds sind, wie ich bereits erwähnt habe, teilweise nomadisch. Der gesamte Kamm der Bergkette von Rongassouam bis Toddabet ist mit ihren Dörfern bedeckt, wenn man eine Gruppe von drei oder vier pyramidenförmigen Behausungen als Dorf bezeichnen kann.

Solche Häuser stehen nicht weit voneinander entfernt, und zwischen ihnen erhebt sich, durch seine Größe und sorgfältigere Bauweise hervorstechend, ein „Tiriri“, ein heiliger Stall für Büffel. Hinter der ersten „Kammer“, die den Büffeln und insbesondere den weiblichen Tieren als nächtlicher Unterschlupf dient und sehr groß ist, befindet sich immer eine zweite „Kammer“. In diesem hinteren Raum herrscht ewige Dunkelheit; er hat weder Türen noch Fenster, und sein einziger Eingang besteht aus einer Öffnung, die nicht größer ist als ein quadratischer Archin*. Dieser Raum muss der Tempel der Todds sein, ihr Allerheiligstes, wo die geheimnisvollen Zeremonien stattfinden, die niemandem bekannt sind. Die Eingangsöffnung befindet sich im dunkelsten Teil des Gebäudes. Keine Frau und kein verheirateter Todd darf dort eintreten, mit anderen Worten: kein Kout, d. h. keine Person, die der Laienklasse angehört. Nur die „Terallis“, die amtierenden Priester, haben freien Zugang zum inneren Tiriri.

Das gesamte Gebäude ist immer von einer ziemlich hohen Steinmauer umgeben, und der Innenhof oder das

** Ein Archine = 0,712 Meter.*

Tou-el, gilt ebenfalls als heilig. Aus der Ferne erinnern die Häuser rund um das Tiriri durch ihre Form an die Zelte der Korghiz. Sie sind jedoch vollständig aus Stein gebaut und mit sehr festem Zement verputzt. Sie sind zwölf bis fünfzehn Fuß lang, acht bis zehn Fuß breit und nicht höher als zehn Fuß, gemessen vom Boden bis zur pyramidenförmigen Spitze.

Die Todds halten sich tagsüber nicht in ihren Behausungen auf, sondern verbringen dort nur die Nacht. Unabhängig vom Wetter – selbst während der heftigsten Monsune und bei sintflutartigen Regenfällen – sieht man sie in Gruppen auf dem Boden sitzen oder zu zweit umhergehen. Sobald die Sonne untergeht, verschwinden sie in den kleinen Öffnungen ihrer Miniaturpyramiden. Eine große Silhouette nach der anderen verschwindet im Gebäude. Dann verschließen sie diese Öffnung mit einem dicken Holzverschluss und tauchen erst am nächsten Morgen wieder auf. Nach Sonnenuntergang kann niemand sie sehen oder aus ihrem Versteck vertreiben.

Die Todds sind in sieben Clans oder Stämme unterteilt. Jeder Clan besteht aus hundert Männern und vierundzwanzig Frauen. Nach Angaben der Todds variiert diese Zahl nicht und „kann sich nicht ändern“; seit ihrer Ankunft in den Bergen ist sie immer gleich geblieben. Die Statistiken belegen dies tatsächlich für die letzten fünfzig Jahre. Die Engländer erklären diese Regelmäßigkeit in der Zahl der Geburten und Todesfälle, die die Todds auf 700 Männer beschränkt, durch ihre bestehende Polyandrie; die Todds haben nur eine Frau für alle Brüder einer Familie, selbst wenn es zwölf sind.

Die bemerkenswerte Minderheit bei der Geburt weiblicher Kinder wurde zunächst auf die Tötung der Neugeborenen zurückgeführt, ein Brauch, der in Indien weit verbreitet ist. Dies wurde jedoch

nie bewiesen. Trotz aller Bemühungen und unablässiger Spionage und ungeachtet aller versprochenen Belohnungen für die Denunziation derjenigen, die auf frischer Tat ertappt werden konnten (die Engländer brannten vor Verlangen, sie zu fangen, man weiß nicht warum), war es unmöglich, auch nur die geringste Spur von Kindermord zu finden. Die Todds haben nur ein verächtliches Lächeln für all diese Verdächtigungen übrig.

„Warum sollten wir diese kleinen Mütter töten?“, sagten sie. „Wenn wir sie nicht bräuchten, würden sie nicht existieren. Wir wissen, wie viele Männer und wie viele Mütter wir brauchen; wir werden nicht mehr haben.“

Dieses seltsame Argument veranlasste den Geographen und Statistiker Herrn Torn, in seinem Buch über Nilguiri wütend zu schreiben: „Sie sind Wilde, Idioten, und sie verspotten uns.“ Diejenigen jedoch, die die Todds seit langem kennen und sie jahrelang beobachtet haben, sind der Meinung, dass die Todds mit Ernst sprechen und an ihre Behauptungen glauben. Sie gehen sogar noch weiter und äußern offen die Meinung, dass die Todds, wie viele andere Stämme, die in enger Verbindung mit der Natur leben, in viele ihrer Geheimnisse eingedrungen sind und daher in praktischer Physiologie weitaus besser unterrichtet sind als unsere gelehrtesten Ärzte. Die Freunde der Todds sind fest davon überzeugt, dass die Todds keinen Grund haben, auf Kindermord zurückzugreifen, da sie die Zahl ihrer „Mütter“ nach Belieben erhöhen oder verringern können; sie sprechen daher die Wahrheit, auch wenn ihre Vorgehensweise in diesem undurchsichtigen physiologischen Problem für alle ein unlösbares Rätsel bleibt.

Die Wörter „Frau“, „Mädchen“ und „Jungfrau“ existieren in der Sprache der Todds nicht. Die Vorstellung vom weiblichen Geschlecht ist bei ihnen untrennbar mit der Mutterschaft verbunden, und sie kennen keinen besonderen Begriff für das weibliche Geschlecht, in welcher Sprache sie sich auch ausdrücken mögen. Ob sie von einer alten Frau oder einem einjährigen Kind sprechen, sie sagen immer „Mutter“, und wenn es auf Genauigkeit ankommt, verwenden sie die Adjektive „alt“, „jung“ und „klein“. Die Todds erklären oft: „Unsere Büffel haben unsere Zahl ein für alle Mal festgelegt, auch die Zahl der Mütter.“

Die Todds bleiben nie sehr lange in einem mourtti, sondern ziehen von einem zum anderen, wenn sie neue Weideplätze für ihre Büffel brauchen. Aufgrund der Fruchtbarkeit der Flora in diesen Bergen gibt es nirgendwo sonst in Indien vergleichbare Weiden. Vielleicht ist dies der Grund, warum die Büffel der Todds alle anderen Tiere dieser Familie nicht nur in diesem Land, sondern weltweit an Größe und Kraft übertreffen. Aber es gibt noch ein weiteres undurchdringliches Rätsel: Die Baddagues und die Pflanzer haben ebenfalls Büffel, die sich von demselben Futter ernähren. Warum sind ihre Tiere kleiner und schwächer als die „heiligen Herden“ der Todds? Die gigantische Statur der heiligen Büffel lässt vermuten, dass sie die letzten Überlebenden vorzeitlicher Tiere sind. Die Tiere der Pflanzer können sich in ihrer Kraft nicht mit denen der Todds messen, und die Todds lehnen es kategorisch ab, ihre Büffel für Kreuzungen zur Verfügung zu stellen.

Jeder Clan der Todds – es gibt sieben – ist in mehrere große Familien unterteilt. Jede Familie besitzt je nach Anzahl ihrer Mitglieder ein, zwei oder drei Häuser im Mourtti, das auf mehreren Weiden liegt. So hat jede Familie immer eine Bleibe, wo auch immer sie sich vorübergehend niederlässt, und ihr Besitz erstreckt sich oft über mehrere Dörfer, die – mit dem unvermeidlichen Tiriri, dem Tempel-Stall für die Büffel – nur durch einen schmalen Weg voneinander getrennt sind.

Vor der Ankunft der Engländer und ihrer Ausbreitung wie eine parasitäre Vegetation an den Hängen des Nilguiri ließen die Todds, wenn sie einen Mourtti verließen, den Tiriri ebenso wie die anderen Bauten leer zurück. Als sie jedoch vom ersten Tag ihrer Invasion an die Neugier und Indiskretion der Neuankömmlinge bemerkten, die versuchten, in ihre heiligen Bauten einzudringen, wurden die Todds sehr vorsichtig. Sie sind jetzt misstrauisch, haben ihr früheres Vertrauen verloren, und wenn sie zu neuen Weideplätzen ziehen, lassen sie im Tiriri einen „Teralli“-Priester, heute unter dem Namen Pollola† bekannt, seinen Assistenten Kapillol und zwei weibliche Büffel zurück.

„Seit einhundertsiebenundneunzig Generationen leben wir friedlich in diesen Bergen“, sagten die

Todds in ihrer Beschwerde an die Regierung, „und keiner von uns, außer den Terallis, hat jemals die dreimal heilige Schwelle des Tiriri überschritten. Die Büffel brüllen vor Wut. . . . Wir bitten euch, den weißen Brüdern zu verbieten, sich dem Tou-el [heilige Barriere] zu nähern, sonst wird eine Katastrophe geschehen, eine schreckliche Katastrophe. . . .“

** Asket, Einsiedler.*

† Pollola, Wächter; und Kapillol, Unterwächter.

Und die Behörden waren klug genug, den Bewohnern der Täler, insbesondere den Engländern und den neugierigen und unverschämten Missionaren, zu verbieten, das Tou-el zu betreten oder sich ihm auch nur zu nähern. Aber die Engländer gaben erst vollständig nach, als zwei ihrer Landsleute zu unterschiedlichen Zeiten getötet worden waren; die Büffel hatten sie auf ihre riesigen Hörner gehoben und unter ihren schweren Hufen zermalmt. Selbst der Tiger, der von den Büffeln der Todds verachtet wird, wagt es nicht, seine Kraft gegen dieses Tier zu messen.

So konnte niemand das Geheimnis lüften, das sich in dem Raum hinter dem Stall der Büffel verbirgt. Selbst der Missionar Metz, der dreißig Jahre lang bei den Todds lebte, gelang es nicht, dieses Rätsel zu lösen. Die Beschreibung und alle Informationen zu diesem Thema von Major Frezer* und anderen Ethnologen und Schriftstellern sind reine Fantasie. Der Major war in den Raum hinter dem Stall der Büffel „eingedrungen“ und alles, was er in diesem Tempel, an dem die ganze Welt interessiert war, vorfand, war ein schmutziger und völlig leerer Raum. Es ist wahr, dass die Todds dieses Dorf gerade an die Behörden vermietet hatten und ihre Hausgötter auf eine andere, viel größere Weide gebracht hatten.

Alles, was sich in den Häusern und im Tempel befunden hatte, war weggebracht worden; die Gebäude selbst sollten niedergebrannt werden.

Die Todds beschäftigen sich nicht mit Viehzucht; sie haben weder Kühe, Schafe, Pferde, Ziegen noch Vögel. Sie haben nur ihre Büffel. Die Todds mögen kein Geflügel, da die Hähne die Stille der Nacht stören und mit ihrem Krähen die „müden Büffel“ wecken würden, erklärte mir einer der alten Männer. Ich habe bereits erwähnt, dass die Todds keine Hunde haben, aber die Baddagues halten sie. Der Hund ist in den Höhlen der Wälder in der Tat sehr nützlich und sogar notwendig. Die Todds haben weder vor noch nach der Ankunft der Engländer jemals irgendeine Arbeit verrichtet; sie säen nicht und ernten nicht. Dennoch haben sie alles, was sie brauchen, legen keinen Wert auf Geld und keiner von ihnen versteht etwas von materiellen Dingen, mit Ausnahme einiger alter Männer. Ihre Frauen schmücken ihre weißen Tücher – ihre einzige Kleidung – mit sehr schönen Stickereien, aber die Männer verachten jede Handarbeit. Ihre ganze Liebe, alle ihre Gedanken, alle ihre frommen Gefühle gelten ihren prächtigen Büffeln. Den Frauen der Todds ist es nicht gestattet, sich den Tieren zu nähern, nur die Männer kümmern sich um das Melken der Büffeln und um die Pflege dieser heiligen Tiere.

Einige Tage nach meiner Ankunft besuchte ich, nur von Frauen und Kindern begleitet, einen Mourrti, der etwa fünf Meilen von der Stadt entfernt lag. Zu dieser Zeit lebten mehrere Todd-Familien in dem Dorf, außerdem ein alter Teralli und eine Reihe von Priestern. Ich hatte Gelegenheit gehabt, mehrere Todds kennenzulernen, aber weder ihre Frauen noch ihre „Zeremonie mit den Büffeln“ gesehen. Wir waren mit der Absicht hingegangen, wenn möglich, der „Zeremonie der Büffel, die in den Stall kommen“ beizuwohnen; ich hatte viel davon gehört und war sehr gespannt darauf, sie zu sehen.

Es war bereits fünf Uhr nachmittags und die Sonne verschwand hinter dem Horizont, als wir am Waldrand anhielten. Wir hatten unsere Kutsche stehen lassen und gingen über eine große Lichtung. Die Todds waren mit ihren Büffeln beschäftigt und bemerkten uns nicht, selbst als wir schon ganz in ihrer Nähe waren. Aber die Büffel begannen zu brüllen; einer von ihnen, zweifellos der „Häuptling“, der mit silbernen Glöckchen an seinen riesigen gewundenen Hörnern geschmückt war, löste sich von der Herde und kam bis an den Rand der Straße. Er drehte seinen Kopf zu uns, blickte uns mit flammenden Augen an und stieß dann ein Brüllen aus, als wolle er sagen: „Wer seid ihr?“

Man hatte mir gesagt, dass Büffel faul und dumm seien und dass ihre Augen ausdruckslos seien. Ich hatte dieselbe Meinung, bevor ich die Büffel der Todds kennenlernte, insbesondere bevor ich diesen Büffel kennenlernte, der auf uns zukam, um in seiner Tiersprache mit uns zu sprechen. Seine Augen brannten wie zwei glühende Kohlen, und in der Unruhe seiner schrägen Augen sah ich einen Ausdruck der Überraschung und des Misstrauens.

„Komm ihm nicht zu nahe“, riefen meine Begleiter. „Das ist das Oberhaupt und heiligste Tier der ganzen Herde. Er ist sehr gefährlich.“ Ich hatte nicht die Absicht, mich dem Büffel zu nähern. Im Gegenteil, ich wich viel schneller zurück, als ich mich genähert hatte. In diesem Moment sprang ein großer, schöner Jüngling, wie Hermes unter den Rindern des Jupiter, mit einem Satz zwischen den Büffel und uns. Er verschränkte die Arme, verneigte sich vor dem „heiligen“ Kopf des Tieres und begann, ihm Worte ins Ohr zu flüstern, die keiner von uns verstand. Dann ereignete sich ein so seltsames Phänomen, dass ich es, hätte es nicht von den anderen bestätigt worden, für eine einfache Halluzination gehalten hätte, hervorgerufen durch all die Geschichten und Anekdoten, die mir über diese heiligen Tiere erzählt worden waren.

Sobald der junge Teralli seine ersten Worte zu ihm gesprochen hatte, drehte der Büffel seinen Kopf zu ihm, als würde er wirklich zuhören und verstehen. Dann sah er uns an und schüttelte den Kopf und begann, in kurzen Stößen zu schnauben, was wie eine intelligente Antwort auf die respektvollen Beobachtungen des Teralli wirkte. Schließlich warf der Büffel einen weiteren gleichgültigen Blick auf uns, wandte sich von der Straße ab und ging langsam zu seiner Herde zurück.

Die Szene kam mir komisch vor und erinnerte mich so sehr an das Volksgespräch des russischen Moujik mit dem angeketteten Bären „Mikhailo Ivanitich“, dass ich fast in Gelächter ausgebrochen wäre. Als ich jedoch die ernsten und eingeschüchterten Gesichter meiner Begleiter sah, hielt ich mich zurück.

„Sie haben es gesehen – ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt“, sagte ein etwa fünfzehnjähriges Mädchen leise, triumphierend und zugleich ängstlich zu mir. „Der Büffel und der Teralli verstehen sich und sprechen miteinander wie Menschen ...“

Zu meiner großen Überraschung widersprach die Mutter ihrer Tochter nicht, sie machte keine Bemerkung. Etwas verwirrt durch meine fragenden, erstaunten Blicke, sagte sie: „Die Todds sind in allem ein seltsames Volk. Sie sind inmitten der Büffel geboren und leben dort. Sie trainieren sie jahrelang, und man muss tatsächlich glauben, dass sie mit ihnen sprechen ...“

Die Frauen der Todds erkannten Mrs. T. und ihre Familie unter uns; sie kamen auf die Straße und umringten uns. Es waren fünf; eine trug ihr Kind, das trotz des kalten Windes und des regnerischen Wetters völlig nackt war. Dann waren da noch drei andere, sehr jung und außergewöhnlich schön, und eine alte Frau, die nicht schlecht aussah, aber fast zu schmutzig war. Diese alte Frau kam auf mich zu und fragte mich – vermutlich auf Kanaresisch –, wer ich sei. Ich verstand ihre Frage nicht, und eines der jungen Mädchen antwortete für mich. Als mir die Frage und die Antwort übersetzt wurden, erschien mir Letztere sehr originell, obwohl sie nicht ganz der Wahrheit entsprach.

Ich wurde als „Mutter“ vorgestellt, die aus einem fremden Land komme und „die Büffel liebe“, wie mir meine Dolmetscherin sagte. Diese Erklärung beruhigte die alte, schmutzige Frau sichtlich und machte sie sogar fröhlich. Ohne diese Empfehlung, wie ich später erfuhr, wäre es mir nicht möglich gewesen, später am Abend an der Zeremonie mit den Büffeln teilzunehmen. Die alte Frau lief zu einem der Teralli, dem Ältesten, der von einer Gruppe junger Priester umgeben war und in einiger Entfernung in einer malerischen Haltung stand, gestützt auf den prächtigen schwarzen Rücken des uns bereits bekannten „Häuptlingsbüffels“. Er kam sofort zu uns und sprach Frau S. an, die ihre Sprache ebenso gut beherrschte wie die Einheimischen.

Was für ein schöner, imposanter alter Mann! Ich konnte nicht umhin, diesen Asketen der Berge mit den anderen hinduistischen oder muslimischen Einsiedlern zu vergleichen. Letztere sind schwach und sehen aus wie Mumien, während ein Teralli von erstaunlicher Gesundheit, körperlicher Kraft

und Vitalität ist, wie eine alte Eiche. Sein Bart begann silbrig zu werden, und sein Haar, das in schweren Locken herabfiel, war weiß. Er hielt sich kerzengerade und näherte sich uns langsam, und es kam mir vor, als sei das lebende Bild von Velisar aus seinem Rahmen getreten. Der Anblick dieses stolzen und schönen alten Mannes, der einem König in Lumpen glich und von sechs mächtigen und prächtigen Kapilollis umgeben war, weckte in mir eine brennende Neugier und den unwiderstehlichen Wunsch, alles über diesen Stamm und insbesondere seine Geheimnisse zu erfahren.

Es war jedoch unmöglich, mein Verlangen in diesem Moment zu stillen. Wie die große Mehrheit der Europäer sprach ich die Sprache der Todds nicht. Also musste ich geduldig und ohne zu klagen warten. Ich konnte nur zusehen und beobachten, was mir zu sehen erlaubt war. An diesem Abend nahm ich an der folgenden seltsamen Zeremonie teil, die die Todds täglich durchführen.

Die Sonne war fast vollständig hinter den großen Bäumen verschwunden, als die Todds ihre heiligen Tiere für die Rückkehr in den Stall vorbereiteten. Die etwa hundert Büffel grasten friedlich auf der Weide, in ihrer Mitte stand der „Häuptling“, der seinen Beobachtungsposten nie verlässt. Jeder Büffel hatte kleine Glöckchen an den Hörnern, aber während diese aus Kupfer waren, zeichnete sich der Häuptling durch Glöckchen aus reinem Silber und Ohrringe aus Gold aus.

Die Zeremonie begann folgendermaßen: Die Büffelnäbner wurden von ihren Müttern getrennt und in einem speziellen Stall in der Nähe des Tou-el eingesperrt, wo sie bis zum Morgen blieben. Dann wurden die breiten Türen einer sehr niedrigen Mauer geöffnet. Diese Mauer war so niedrig, dass wir von der Straße aus alles sehen konnten, was im Tou-el geschah. Unter dem Läuten ihrer Glöckchen traten die Büffel nacheinander ein und stellten sich in einer Reihe auf. Dies waren die männlichen Büffel. Die Weibchen warteten, bis sie an der Reihe waren. Jeder Büffel wurde zu einer Zisterne oder eher einem Becken geführt, wo er gewaschen und mit Kräutern getrocknet wurde; dann, nachdem er seinen Durst gestillt hatte, wurde er im Tiriri eingesperrt.

Nun, worin liegt das Interessante an dieser Zeremonie? Wenn sich die Büffel den Toren nähern, stehen die „Laien und Frauen“ (d. h. etwa 80 Männer und etwa zwei Dutzend Frauen unterschiedlichen Alters) stehen in einer Reihe auf jeder Seite der Türen, die Männer rechts und die „Mütter“ links. Sie begrüßen jeden Büffel, wenn er vorbeikommt. Darüber hinaus führt jeder Todd der Laienkaste bestimmte unverständliche Gesten aus, die tiefen Respekt ausdrücken. Die gleiche Zeremonie wird für die weiblichen Büffel wiederholt. Außerdem reichen sie den weiblichen Büffeln Kräuter und verneigen sich bis zum Boden. Die „Mutter“, deren Opfergabe von der „Häuptlingsbüffelnäbner“ angenommen wurde, betrachtet sich als sehr glücklich, da dies als gutes Omen gilt.

Nachdem die männlichen Büffel versorgt und eingesperrt worden sind, beginnen die Männer, die weiblichen Büffel zu melken, die keine der Frauen in ihre Nähe lassen. Diese heilige Zeremonie dauert zwei Stunden; die Gefäße, die aus Rinde hergestellt sind, werden, nachdem sie mit Milch gefüllt worden sind, sieben Mal um die weiblichen Tiere herumgetragen und dann in der „Molkerei“, einem speziellen, sehr sauber gehaltenen Gebäude, abgestellt. Nur die „Eingeweihten“, d. h. die Kapilolls, dürfen die Tiere melken, und sie erfüllen diese Aufgabe unter der Aufsicht des Häuptlings Teralli, des obersten Priesters.

Nach dem Melken der Büffel werden die Türen des Tou-el geschlossen und die Eingeweihten betreten den Stall der Büffel. Dann wird laut der Aussage der Baddagues der Raum neben dem Stall mit vielen kleinen Lampen beleuchtet, die bis zum Morgen brennen. Diese Kammer ist nur den Eingeweihten vorbehalten. Niemand weiß, was sich in diesem geheimen Heiligtum während der Nacht abspielt, und es besteht keine Hoffnung, dass dies jemals bekannt wird.

Die Todds verachten Geld; es ist unmöglich, sie zu bestechen, da sie nichts brauchen und alles, was ihnen nicht gehört, mit Gleichgültigkeit betrachten. Wie Captain Garkness und andere, die lange Zeit mit ihnen gelebt und ihr tägliches Tun beobachtet haben, treffend gesagt haben: Die Todds sind im wahrsten Sinne des Wortes „desinteressiert“*.

* H. P. B. verwendet ein russisches Wort, „bezerebrennik“, das „bez“ (ohne) und „serebro“ (Geld) bedeutet und auch „desinteressiert“ bedeutet.

KAPITEL IV

Da ich mich in dieser Geschichte in Bezug auf alles, was die außergewöhnlichen Kräfte der Todds und der Kouroumbes betrifft, auf die Aussagen von Mrs. Morgan und ihrer Familie verlassen muss, habe ich das Gefühl, dass diese Unterstützung in den Augen der ungläubigen Menge fragil ist. Vielleicht wird man uns sagen: „Theosophen, Spiritisten, Psychisten, ihr seid alle gleich, ihr glaubt an Tatsachen, die die Wissenschaft nicht anerkennt und sogar mit der Verachtung zurückweist, die sie verdienen. Eure Phänomene sind nur Halluzinationen, die ihr alle erlebt, und Dinge, die kein vernünftiger Mensch ernst nehmen wird.“

Wir sind seit langem bereit, uns all diesen Einwänden zu stellen. Da die wissenschaftliche Welt und in ihrem Gefolge die Massen, die den von ihr vorgezeichneten Wegen folgen, den Wert der Arbeit bestimmter großer Wissenschaftler geleugnet haben, geben wir sicherlich nicht vor, die Öffentlichkeit überzeugen zu wollen. Wenn die Aussagen der Professoren Hare, Wallis, Crookes und zahlreicher anderer Koryphäen der Wissenschaft abgelehnt werden und wenn wir wissen, wie diejenigen, die noch gestern mit unterwürfiger Leidenschaft die Namen dieser großen Erfinder aussprachen, sie heute mit einem Lächeln verächtlicher Mitleid aussprechen, als handele es sich um Menschen, die plötzlich den Verstand verloren hätten –, dann kann unser Fall als verloren betrachtet werden.

Wo ist der Mensch, der sich tief für die psychologischen Probleme unserer Zeit interessiert und sich nicht an die langen, gründlichen und gewissenhaften Studien des Chemikers Crookes erinnert? Er hat durch unwiderlegbare *Experimente mit wissenschaftlichen Apparaten* bewiesen, dass in Gegenwart von Menschen, die als Medien bezeichnet werden, oft völlig unerklärliche Phänomene auftreten. Und damit hat er die Existenz von Kräften und Fähigkeiten des Menschen nachgewiesen, die noch nicht erforscht sind und von denen niemand in der Royal Society auch nur zu träumen gewagt hätte. Als Belohnung für diese Entdeckung, die das gläubige und vor allem das ungläubige Europa und Amerika erschütterte, hat diese Royal Society, blind und taub für alles Psychische und Geistige und dem Beispiel der französischen Universität in Bezug auf Charcot folgend, den ehrlichen Herrn Crookes fast aus ihrem Kreis ausgeschlossen.

* Die Tatsache, dass Crookes der Theosophischen Gesellschaft angehört, wird seinem Ruf noch mehr schaden. Wehe jedoch der Royal Society. Ihre Mitglieder beginnen, einem nach dem anderen, dem Beispiel des großen Chemikers zu folgen und sich psychischen oder theosophischen Gruppen anzuschließen. Lord Carnarvon, Balkaren, die Professoren Wallis, Sidjouik, Banet, Oliver Lodge, Balfour, Stuart und andere sind alle entweder „Psychisten“ oder Theosophen, oft sogar beides.

Wir bitten den Leser, sich daran zu erinnern, dass dieser Bericht keineswegs die Propaganda des Spiritismus zum Ziel hat. Wir begnügen uns damit, Tatsachen zu verkünden. Wir versuchen, den Massen die Augen zu öffnen, indem wir ihnen die Realität abnormaler, seltsamer, noch ungeklärter, aber keineswegs übernatürlicher Phänomene aufzeigen. Die Theosophen glauben an die Wahrheit der medialen Tatsachen – an echte Experimente, nicht an die Tricks, die leider in siebzig Prozent der Fälle vorkommen; aber sie lehnen die Theorie der „Geister“ ab. Ich, der ich diese Zeilen schreibe, glaube nicht an die Materialisierung der *Seelen der Toten* und akzeptiere keine spiritistischen Erklärungen, noch weniger deren *Philosophie*. Alle Phänomene, von denen in diesem letzten Vierteljahrhundert die Rede war, sind so real und unbestreitbar wie vielleicht die Existenz der Medien. Aber diese Phänomene besitzen ebenso viel von dem, was man „*Spiritualität*“ nennen kann, wie jene ehrlichen Tischler und Schmiede, die in Südfrankreich und Süddeutschland als Apostel in Dorfmysterien gelten und von den Vertretern der Kirche wegen ihrer muskulösen Arme und ihrer stattlichen Statur ausgewählt wurden.

Dieser Glaube an die Realität der Tatsachen und das Misstrauen Englands, in Bezug auf jegliche Scharlatanerie wird von allen Menschen geteilt, die sich *Spiritualisten* nennen, und von den Mitgliedern der Theosophischen Gesellschaft; den Brahmanen Indiens auf der einen Seite und auf der anderen Seite einigen hundert Wissenschaftlern, die sehr kompetent sind, den Spiritismus zu beurteilen. Der Chemiker Crookes gehört zur letzteren Kategorie, „*n'en de'plaise aux spirites*“, die in ihren Veröffentlichungen das falsche Gerücht verbreiten, er sei ein überzeugter Spiritist.

Die Spiritisten irren sich gewaltig. Früher, als wir Herrn Crookes noch nicht persönlich kannten, verwirrten uns diese Berichte über ihn. Aber im April 1884 sprachen wir in seinem Haus in London in Anwesenheit vieler Zeugen und später, als wir allein waren, offen mit ihm über all diese Gerüchte. Herr Crookes antwortete direkt und ohne zu zögern, dass er nach wie vor fest an die von ihm in seiner „Strahlende Materie“ beschriebenen medialen Phänomene glaube die er uns gezeigt und erklärt hatte – aber er *habe schon lange keinen Glauben mehr* an Geistererscheinungen, obwohl er früher zu einer solchen Erklärung geneigt gewesen sei.

„Wer war dann Katie King?“, fragten wir.

„Ich weiß es nicht. Sehr wahrscheinlich der *Doppelgänger* von Miss Cook [der Medium]“, antwortete der Wissenschaftler und fügte hinzu, dass er die ernsthafte Hoffnung habe, Biologie und Physiologie bald von der Existenz dieses halbmateriellen *Doppelgängers* im Menschen überzeugen würden.

Der folgende Einwand kann ebenfalls erhoben werden: Die Tatsache, dass es Wissenschaftler gibt, die an einen Doppelgänger und an Spiritismus glauben, beweist nicht die Realität dieser Doppelgänger oder der medialen Phänomene. Außerdem sind diese Wissenschaftler in der Minderheit, während diejenigen, die die von der heutigen Wissenschaft noch nicht bewiesenen Tatsachen leugnen, eine überwältigende Mehrheit bilden. Darauf werde ich nicht eingehen. Ich begnüge mich mit der Bemerkung, dass es derzeit nur einen kleinen Prozentsatz intelligenter Menschen gibt, nicht nur in der gesamten Menschheit, sondern auch in den gebildeten Schichten selbst. Die Mehrheit besitzt gegenüber der Minderheit nur eine offensichtliche Überlegenheit, nämlich die der rohen, tierischen Kraft. Sie missachtet die Minderheit und versucht, sie zu vernichten oder zumindest ihre Stimme zu ersticken. Diese Tatsache lässt sich überall beobachten. Die Massen der Anhänger der öffentlichen Meinung üben Druck auf diejenigen aus, die die Wahrheit bevorzugen. Die Royal Society of England und die Universität von Frankreich verfolgen Wissenschaftler, die es wagen, im Namen der in Ungnade gefallenen Wahrheit die Grenzen zu überschreiten, die sie um ihre engen materialistischen Vorstellungen herum streng festgelegt haben. Die Spiritisten versuchen, die Theosophen zu besiegen und sogar zu unterdrücken. All das gehört zur Ordnung der Dinge. Wir sind sicher, dass es auch viele intelligente Menschen gibt, die an die persönliche Anwesenheit der Seelen Verstorbener in spiritistischen Séancen glauben, an „Geister“, die sich mit Materie umhüllen, an ihre Offenbarungen, an die Philosophie von Allan Kardeck und sogar an die Unfehlbarkeit professioneller und öffentlicher Medien. Wir bringen jedem individuellen Glauben den gebührenden Respekt entgegen, teilen jedoch nicht die Überzeugungen der Spiritisten. Wir nehmen uns die Freiheit, bei unseren persönlichen Überzeugungen zu bleiben. Nur die Zeit und die Hilfe der Wissenschaft, wenn sie ihre Taktik geändert hat, werden zeigen, wer Recht hat und wer Unrecht hat.

Fest davon überzeugt, dass die einflussreichen Institutionen – die Royal Society of England und die anderen gelehrten Akademien Europas – uns niemals zu Hilfe kommen werden (zumindest jetzt, zu unseren Lebzeiten), sicher, dass die Mehrheit der Wissenschaftler entschlossen ist, all diese psychologischen Phänomene über Jahrhunderte hinweg zu leugnen, da sie wissen, dass die Masse immer oberflächlich urteilt und alles, was sie nicht versteht, als groben Aberglauben betrachtet (*während viele sich fürchten, zu verstehen*); schließlich davon überzeugt, dass alle sich einig sein werden, nur die von ihnen selbst ohne große Begründung formulierten Schlussfolgerungen als *Wahrheit* und *Tatsache* zu bezeichnen, obwohl es eine Tatsache ist, dass fast alle von Menschen aufgestellten wissenschaftlichen Theorien zu allen Zeiten nacheinander aufgegeben wurden; in der

Gewissheit, dass wir trotz aller Bemühungen nicht in der Lage sein werden, den Gedankengang unseres Jahrhunderts zu ändern, beschlossen wir, allein zu handeln und selbst nach den notwendigen Erklärungen zu suchen.

Zwei Jahre lang sammelten wir alle möglichen Informationen und studierten die „Hexerei“ der Kouroumbs, und weitere fünf Jahre lang versuchten wir, die Erscheinungsformen derselben Kraft in den verschiedenen Stämmen Indiens zu erforschen. Der Zentralrat der Theosophischen Gesellschaft bildete ein Komitee, und wir trafen alle Vorkehrungen, um mögliche Tricks zu vermeiden. Unsere Kollegen, die aus den schlimmsten Skeptikern ausgewählt worden waren, kamen zu demselben Schluss: „Alles, was über diese Stämme gesagt wird, beruht auf realen Tatsachen. Mit Ausnahme natürlich der enormen Übertreibungen der abergläubischen Masse des Volkes sind alle diese Tatsachen mehr als einmal bewiesen worden. Wie die Todds, die Kouroumbs, die Jannades und andere Stämme aufgrund dieser Fähigkeiten Macht über Menschen ausüben, wissen wir nicht und maßen uns auch nicht an, dies zu erklären. Wir erklären nur, was wir gesehen haben.“

Dies sind die Worte unserer Kollegen, Hindus, die nach den zeitgenössischen englischen Bildungsstandards erzogen wurden, also *Materialisten* sind, im vollen Sinne des Wortes, und die weder an persönliche Götter noch an die Geister der Spiritisten glauben. Wir kommen zu dem gleichen Schluss, aber wir vermuten – und diese Vermutung kommt einer Gewissheit gleich –, dass diese Kraft der Nilguirian-Zauberer unser alter Freund ist, die „psychische Kraft“ der Doktoren Carpentier und Crookes. Wir haben sehr sorgfältige, unparteiische und ernsthafte Experimente an uns selbst und an anderen durchgeführt. Und wir glauben, dass vor den Augen der Doktoren Charcot, Crookes und Tsellner, als es um die „Zauberer“ ging, dieselbe und einzige Kraft wirkte; die Verschiedenheit ihrer Erscheinungsformen hängt vor allem von den Unterschieden der menschlichen Organismen ab, dann von der Umgebung, von der Sphäre, in der diese Kraft sich manifestiert, sehr auch von den klimatischen Verhältnissen und schließlich von den geistigen Neigungen der Menschen, die man „Medien“ nennt.

Andere haben vor mir über die Todds und die Kouroumbs geschrieben. Aber in den Beschreibungen der Engländer ist es unmöglich, etwas zu finden, etwas zu verstehen, das über die bereits zitierten Hypothesen hinausgeht.

In der Verzweiflung, jemals aus diesem Labyrinth herauszufinden und wieder das himmlische Licht zu sehen, wollte ich einheimische Pandits befragen, die dafür bekannt sind, „historische Berichte und Legenden“ zu verbreiten.

Die Pandits verwiesen mich an einen asketischen Baddague. Dieser Einsiedler, der sich nie wusch, war sehr freundlich und gastfreundlich. Für ein paar Säcke Reis erzählte er einem der Einheimischen, einem Mitglied unserer Gesellschaft, drei Tage und drei Nächte lang ohne Unterbrechung Legenden seines Volkes. Es ist unnötig zu sagen, dass die Anglo-Hindus nichts von den Tatsachen wissen, die ich dem Leser gleich schildern werde.

Das Wort Baddague stammt aus dem Kanaresischen und bedeutet wie das tamilische Wort „vadougan“ „nördlich“: Alle Baddagues kamen aus dem Norden. Als sie vor sechshundert Jahren in den „Blauen Bergen“ ankamen, fanden sie dort bereits die Todds und die Kouroumbs vor. Die Baddagues sind sich sicher, dass die Todds bereits seit Jahrhunderten auf dem Nilguiri lebten.

Die Zwerge (Kouroumbs) erklären ihrerseits, dass ihre Vorfahren sich in den Dienst der Todds stellten oder sich bereit erklärten, Sklaven der noch in Lanka (Ceylon) lebenden Vorfahren der Todds zu werden, „um das Recht zu erhalten, auf ihrem Land zu leben“, unter der Bedingung, „dass ihre Nachkommen immer unter der Aufsicht der Todds bleiben würden“.

Andernfalls, so bemerken die Baddagues, „hätten diese Teufel bald alle Menschen auf der Erde getötet, mit Ausnahme ihrer selbst“. Die Kouroumbs, wenn man ihnen ihre teuflische Bosheit vorwirft, widersprechen dieser Erklärung der Baddagues nicht, im Gegenteil, sie sind stolz auf ihre Macht.

Zähneknirschend, in ihrer machtlosen Wut gegen die Todds, sind sie bereit, sich wie Skorpione selbst zu stechen, sich mit ihrem eigenen Gift zu töten. General Morgan, der sie oft in ihren Wutanfällen gesehen hat, sagte mir, dass er als Positivist „Angst habe, gegen seinen Willen *an den Teufel glauben zu müssen*“.

Andererseits behaupten die Baddagues, dass die enge Verbindung ihres Stammes mit den Todds sehr alt sei.

„Unsere Vorfahren haben ihnen bereits unter König Rama gedient“, bekräftigen sie. „Deshalb dienen auch wir ihnen.“

„Aber die Todds glauben nicht an die Devas eurer Väter?“, fragte ich eines Tages einen Baddague.

„Das ist nicht so; die Todds glauben sehr wohl an ihre Existenz“, lautete die Antwort. „Aber sie erweisen ihnen keine Ehre, *weil sie selbst Devas sind*.“

Die Baddagues sagen, dass in dem Jahr, als der Gott Rama mit einer großen Armee von Affen auf Lanka vorrückte, viele Menschen aus Zentral- und Südindien die Ehre erlangen wollten, Verbündete des großen „Avatars“ zu werden. Unter ihnen waren auch die Kanarasians, Vorfahren der Baddagues, von denen die Baddagues behaupten, dass sie von ihnen abstammen. Tatsächlich teilen die Baddagues ihren Stamm in achtzehn Kasten ein, darunter Brahmanen von hoher Geburt, wie zum Beispiel die „Vodei“, ein Zweig der Familie, die heute in Maissour regiert. Die Engländer konnten sich von der Richtigkeit dieser Behauptungen überzeugen. In den alten Chroniken des Hauses Maissour sind bis heute Dokumente erhalten, die zeigen: Erstens, dass die Vodei und die Baddagues ein und denselben Stamm bilden und alle aus Karnatik stammen; zweitens, dass die Ureinwohner dieses Landes am großen heiligen Krieg des Königs Aoude Rama gegen die Rackchas, Riesen und Dämonen der Insel Lanka (Ceylon) teilgenommen haben.

Und es sind dieselben Brahmanen, die stolz auf ihre edle und alte Herkunft sind, die unter den Baddagues dieses Gefühl der Verehrung aufrechterhalten – nicht für sich selbst, wie es alle anderen Brahmanen im übrigen Indien tun –, sondern gegenüber den Todds, die ihre Götter ablehnen. Die wahre Ursache für diesen außergewöhnlichen Respekt zu finden, ist sehr schwierig, und dieses Rätsel regt weiterhin die Neugier der Engländer an. Es ist fast unmöglich, dieses Problem zu lösen, wenn man die Gesetze der Brahmanen kennt. Tatsächlich ist diese stolze Kaste, die sich weigert, für die Briten für irgendeinen Betrag von Geld zu arbeiten; diese Brahmanen, die selbst kein Paket von einem Haus zum anderen tragen wollen, weil sie darin eine persönliche Demütigung sehen – sind genau diejenigen unter den Baddagues, die die eifrigsten Anhänger der Todds sind. Sie arbeiten nicht nur ohne Bezahlung für die Todds, sondern schrecken auch nicht vor den ihrer Meinung nach niedrigsten Arbeiten zurück, wenn diese auf Wunsch der Todds oder, genauer gesagt, auf Befehl dieser frei gewählten Herren ausgeführt werden müssen. Diese Brahmanen sind bereit, den Todds als Maurer, Diener, Tischler und sogar als *Parias* zu dienen. Während diese hochmütigen Hindus gegenüber anderen Völkern, sogar gegenüber den Engländern, voller Stolz sind, während sie die dreifache heilige Insignie der Brahmanen tragen und als Einzige das Recht haben, die Zeremonien der Aussaat und der Ernte zu leiten (obwohl sie dieses Recht oft aus Angst an die Kouroums abtreten), werfen sie sich alle vor den Todds nieder.

Doch auch sie, diese Brahmanen-Baddagues, besitzen diese wunderbare „Kraft“ in ihren magischen Erscheinungsformen.

So müssen sie jedes Jahr während der Feste der „letzten Ernte des Jahres“ den unwiderlegbaren Beweis erbringen, dass sie direkte Nachkommen der *eingeweihten Brahmanen, zweimal Geborenen*, sind. Deshalb gehen sie langsam hin und her, barfuß und mit ohne sich auch nur das Geringste zu verletzen, über eine breite Spur aus glühenden Kohlen oder weißglühendem Eisen. Diese feurige Spur verläuft entlang der Fassade des Tempels – das sind 29 bis 35 Fuß – und die Brahmanen stehen regungslos darauf oder gehen darauf wie auf einem Boden. Jeder Baddague – Vodei – muss zur Ehre seiner Kaste mindestens sieben Mal die gesamte Strecke zurücklegen.

Die Engländer behaupten, dass diese Brahmanen das Geheimnis einer pflanzlichen Essenz kennen, die die Haut der Hände und Füße unempfindlich gegen Feuer macht – es würde ausreichen, die Extremitäten mit dieser Flüssigkeit einzureiben. Der Missionar Metz behauptet jedoch, dass auch dies nur ein Wunderwerk sein kann.

„Was kann diese stolze Brahmanenkaste dazu bewegen, sich so zu erniedrigen, dass sie einen Stamm verehrt, der ihr in seiner Kultur und seinen intellektuellen Fähigkeiten unterlegen ist? Das ist für mich ein unlösbares Rätsel“, schreibt Kapitän Harkness. (*Die Bergstämme von Nilguerry.*)

„Sicherlich sind die Baddagues von Natur aus schüchtern; außerdem sind sie nach Jahrhunderten in der Einsamkeit der Berge zu Wilden geworden; das Rätsel lässt sich jedoch lösen, wenn man feststellt, dass sie wie alle Bergbewohner Indiens ein abergläubisches Volk sind. Dennoch ist eine solche Manifestation des Individuums für einen Psychologen sehr interessant.“

Das ist unbestreitbar. Der ursprüngliche Grund für diese Verehrung *ist* jedoch noch „merkwürdiger“, auch wenn die Engländer – und noch weniger die Skeptiker – ihn nicht erkennen können. Zunächst einmal stehen die Todds den Baddagues weder in ihrer Intelligenz noch in ihrer Herkunft nach; im Gegenteil, auch in dieser Hinsicht sind sie ihnen unendlich überlegen. Darüber hinaus muss der wahre Ursprung der Verehrung der Todds durch die Baddagues nicht in der Gegenwart gesucht werden, sondern in einer sehr fernen Vergangenheit, in jenem Zeitalter der Geschichte der Brahmanen, das unsere modernen Wissenschaftler nicht nur nicht ernsthaft untersuchen wollen, sondern an das sie gar nicht glauben. Diese Arbeit ist zwar schwierig, aber nicht unmöglich. Die verstreuten Fragmente der Baddague-Legenden sind Dokumente, Berichte ihrer Brahmanen – die seit der muslimischen Invasion im Niedergang begriffen sind, aber noch einen Funken des Wissens über die Geheimnisse ihrer Vorfahren besitzen, der Brahmanen aus der Zeit der *Rishis* und der thaumaturgischen Adepten der „weißen Magie“ – diese verbliebene „Geschichte“ ermöglicht es uns, ein logisches, völlig solides Werk aufzubauen. Es bleibt nur, methodisch an die Arbeit zu gehen, das Vertrauen der Baddagues zu gewinnen und nicht *Engländer* oder „baar-saab“ zu sein, die die Baddagues noch mehr fürchten als die Kouroums. Denn mit Hilfe von Geschenken können sie die Moulou-Kouroums besänftigen, deren böse Zaubersprüche und *Blick* dann keine Wirkung mehr haben werden; während sie die Engländer als ihre Todfeinde betrachten.

Daher betrachten es die Baddagues, wie die anderen Brahmanen Indiens, als ihre heilige Pflicht, die Engländer in völliger Unkenntnis über die Tatsachen ihrer Geschichte, ihrer Vergangenheit und Gegenwart zu lassen und die Realität durch Fiktion zu ersetzen.

Nur die Nilguirian Baddagues haben die Erinnerung an diese Vergangenheit bewahrt, wenn auch in unvollständiger Form. Die Todds schweigen zu diesem Thema und haben nie ein Wort darüber verloren. Vielleicht wissen außer einigen wenigen älteren „Priestern“ alle nichts von dieser „Antike“. Die Baddagues behaupten, dass jeder *Teralli* vor seinem Tod die ihm bekannte Tradition an einen der jungen Anwärter auf sein Amt weitergeben muss.

Was die Kouroums betrifft, so erinnern sie sich zwar an das Jahrhundert ihrer Versklavung, wissen aber nichts über die Todds. Die Erroulars und die Chottes sind eher Tiere als halbwilde Menschen.

Aus dieser Tatsache ergibt sich, dass unter den fünf nilguirianischen Stämmen die Baddagues die einzigen sind, die sich an ihre Vergangenheit erinnern und Beweise dafür liefern. Wir können daher schließen, dass ihr Wissen über die Vergangenheit der Todds nicht auf Fiktion beruht. Alle ihre Aussagen über ihr eigenes Volk, ihre Abstammung aus dem Norden, ihre Abstammung von kanaresischen Kolonisten, die vor etwa tausend Jahren aus Karnatik kamen, einem Land, das heute unter dem Namen Maissour im Süden bekannt ist und in der fernsten (historischen) Antike Teil des Königreichs Konkan war, haben sich als zutreffend erwiesen. Warum sollten sie nicht auch Fragmente der Geschichte der fernen Vergangenheit der Todds bewahrt haben?

Der Ursprung der seltsamen Beziehungen zwischen diesen drei Völkern, die sich voneinander völlig unterscheiden, bleibt bis heute völlig unklar. Die Engländer versichern, dass diese

Beziehungen nach einem langen Zusammenleben in diesen einsamen Bergen entstanden seien. Isoliert vom Rest der Menschheit hätten sich die Todds, Baddagues und Kouroumbes nach und nach eine eigene Welt voller abergläubischer Vorstellungen geschaffen. Die Stämme selbst behaupten jedoch etwas ganz anderes. Und was sie erzählen, das sich in längst vergangener Zeit zugetragen haben soll und nicht ohne direkten Bezug zu den Legenden und alten Hagiographien der Hindus ist, bleibt sehr bedeutsam.

Die Traditionen dieser drei Stämme, deren Schicksale über Jahrhunderte hinweg miteinander verbunden waren, sind umso interessanter, als wir beim Zuhören und beim Nachdenken darüber den Eindruck gewinnen, eine losgelöste Seite aus dem „mythischen“ Epos Indiens, dem *Ramayana*, zu lesen.

Wenn ich an das *Ramayana* denke, muss ich gestehen, dass ich nie verstanden habe, was die Historiker dazu bewegt hat, dieses Werk und die Gedichte Homers auf so unterschiedliche Ebenen zu stellen. Denn meiner Meinung nach sind sie fast identisch.

Wenn ich an das *Ramayana* denke, muss ich gestehen, dass ich nie verstanden habe, was die Historiker dazu bewegt hat, dieses Werk und die Gedichte von Homer auf so unterschiedliche Ebenen zu stellen. Denn meiner Meinung nach sind sie fast identisch. Man wird uns sicherlich sagen, dass alles Übernatürliche sowohl in der *Ilias*, der *Odyssee* als auch im *Ramayana* abgelehnt wird. Aber unsere Wissenschaftler, die fast ohne zu zögern alle Figuren wie Achilles, Hektor, Odysseus, Helena und Paris als *historische* Personen akzeptieren – warum stufen sie dann die Figuren Rama, Lakshmana, Sita, Ravana, Khanoumana und sogar den König von Ayodhya als leere „Mythen“ ein? Entweder sind all diese Menschen einfach Helden, oder es ist eine Pflicht, ihnen den ihnen gebührenden „Rang“ wiederzugeben. Schliesslich hat in der Troiade eindeutige Beweise für die Existenz Trojas und seiner Hauptfiguren gefunden. Das antike Lanka (Ceylon) und andere im *Ramayana* erwähnte Orte könnten auf die gleiche Weise gefunden werden, wenn man sich die Mühe machen würde, nach ihnen zu suchen. Und vor allem sollten die Beziehungen und Legenden der Brahmanen und Pandits nicht mit solcher Verachtung zurückgewiesen werden.

Wer das *Ramayana* auch nur einmal gelesen hat, konnte sich, indem er die in einem religiösen Epos unvermeidlichen Allegorien und Symbole zurückwies, davon überzeugen, dass es möglich war, darin einen offensichtlichen, unwiderlegbaren historischen Hintergrund zu finden.

Das übernatürliche Element in einer Erzählung schließt historische Inhalte nicht aus. Das ist im *Ramayana* der Fall. Die Anwesenheit von Riesen und Dämonen, sprechenden Affen und weise sprechenden gefiederten Tieren in diesem Gedicht gibt uns nicht das Recht, die Existenz seiner größten Helden oder sogar der „Affen“ der unzähligen Armee in der fernsten Antike zu leugnen. Wie kann man mit absoluter Sicherheit wissen, wen genau die Autoren des *Ramayana* unter den allegorischen Bezeichnungen „Affen“* und „Riesen“? Im sechsten Kapitel des *Buches Genesis* ist von den Söhnen Gottes die Rede, die sich in die Töchter der Erde verliebten und sie heirateten. Aus dieser Verbindung entstand auf der Erde das Geschlecht der „Riesen“. Der Stolz Nimrods, der Turmbau zu Babel, die „Verwirrung der Sprachen“ sind identisch

* Auf vielen Seiten des *Pourana* beziehen sich die Berichte auf dieselben Könige mit denselben Namen von Königreichen (identische Begriffe wie im *Ramayana*). Aber in diesen Berichten wird das Wort „Affe“ durch „Mensch“ ersetzt.

auf den Stolz und die Taten Ravana, auf die „Verwirrung der Stämme“ zur Zeit der Kriege. im *Mahabharata*, auf den Aufstand der *Daathas* (Riesen) gegen Brahma. Das Hauptproblem liegt jedoch in der tatsächlichen Existenz der „Riesen“.

Die Ereignisse, die in einigen Versen der Genesis – detailliert im Buch Henoch – über die Riesen berichtet werden, erstrecken sich über das gesamte Epos des *Ramayana*. Ohne andere Namen und mit tiefen Details sehen wir darin alle gefallenen Engel, die in den Visionen Henochs erwähnt werden. Die Naghis, die Apsaris, die Gandarvis und die Rakshasis lehren die Sterblichen alles, was den Töchtern der Menschen von den gefallenen Engeln Henochs gelehrt wurde. Samael, der

Anführer der Söhne des Himmels, der seine zweihundert Krieger auf dem Ardiss (dem Gipfel des Armon-Berges) zum Bündnis schwören lässt und anschließend der Menschheit die Geheimnisse der Sünde der Hexerei lehrt, hat sein Gegenstück im König der Naghis oder der *Schlangengötter*. Azaziel, der den Menschen zeigte, wie man Waffen schmiedet, und Amazaraka, *Zauberer und Heiler* durch die geheimnisvollen Kräfte verschiedener Kräuter und Wurzeln, handelten genauso wie die Apsaris und Azouris am Fluss Richhaba und die Gandharvas „Khacha und Khachou“ auf dem Kamm des Gandhamadana. Wo sind die Überlieferungen eines Volkes, in dem wir nicht die Götter, Lehrer der Menschen, finden, die ihnen die Geschichten vom Wissen um Gut und Böse, von den Dämonen und Riesen erzählten?

Die Pflicht eines jeden gewissenhaften Historikers ist es, bis zu den Wurzeln der zutiefst philosophischen Erzählung vorzudringen, die das *Ramayana* von Valmiki ist. Der Historiker darf sich nicht von der Form abschrecken lassen, die den westlichen Realismus abstoßen mag, sondern muss immer tiefer graben.

Im *Buch Henoch* heißt es über Riesen, deren Größe 300 Ellen beträgt: „Sie aßen alles, was auf der Erde essbar war, dann begannen sie sogar, die Menschen zu essen.“ Das *Ramayana* spricht von den „Rakchis“, denselben Riesen, von denen wir in der Geschichte der griechischen und skandinavischen Völker erfahren und die wir in den Legenden Nord- und Südamerikas wiederfinden. Die Titanen, „Söhne von Bour“, sind die Riesen des *Popol-Vuh* der Iktliksochitlia, der primitiven Menschheitsrassen.

Die Frage ist nun: Ist es möglich, dass solche Riesen wirklich auf unserer Erde gelebt haben? Wir glauben ja, und unsere Meinung wird von vielen Wissenschaftlern geteilt. Die Anthropologen haben den ersten Buchstaben des Alphabets, der den Schlüssel zum Geheimnis der Herkunft des Menschen auf der Erde enthält, noch nicht entschlüsseln können. Auf der einen Seite finden wir riesige Skelette, gigantische Kürassen und Helme, die für echte Riesenköpfe gemacht waren. Auf der anderen Seite sehen wir, wie die Menschheit von Epoche zu Epoche an Größe verliert und *degeneriert*.

Die Todds sagen – und sie sprechen normalerweise wenig und zögerlich und zeigen auf die *Steinhaufen* des „Hügels der Gräber“: „Wir wissen nicht, was diese Gräber sind; wir haben sie schon hier vorgefunden. Aber jedes von ihnen hätte leicht ein halbes Dutzend Menschen unserer Größe aufnehmen können. Unsere Väter waren doppelt so groß wie wir.“ Diese Worte lassen vermuten, dass die Legende, die sie uns erzählen, keine Erfindung ist: Die Todds hätten sie nicht erfinden können, da sie weder die Brahmanen noch deren Religion kennen und keine Ahnung von den Veden und anderen heiligen Büchern Indiens haben. Und obwohl sie sie vor den Europäern geheim hielten, erzählten sie sie den Baddagues, also den Vätern der heutigen Baddagues, so wie der Einsiedler Baddague sie mir überlieferte.

Sie scheint aus dem *Ramayana* zu stammen. Außerdem sind die Todds nicht die Einzigen, die die Erinnerung daran bewahrt haben. Diese Tradition ist das gemeinsame Erbe der Todds, der Baddagues und der Kouroums.

Um die Erzählung zu verdeutlichen, gebe ich hiermit, zusammen mit der traditionellen Überlieferung des „Ältesten“ Nilguirian, Auszüge aus dem *Ramayana* und die wahren Namen, die von den Todds etwas verfälscht wurden, aber dennoch erkennbar bleiben. Eine Wahrheit wird in dieser Überlieferung deutlich: Sie betrifft Ravana, König von Lanka, Monarch der *Rakchis*, einem Volk von heldenhaften Athleten, Ungerechten und Sündern; seinen Bruder Ravana Bibchekhan und seine vier Minister, von denen der König im *Ramayana* spricht, als er sich Rama vorstellt: „Dasaratide, Sohn des Königs von Aoude und Avatar des Gottes Vishnu“!

„Ich bin der jüngere Bruder Ravanas *mit den zehn Köpfen*. Ich wurde von ihm beleidigt, weil ich ihm einen guten Rat gegeben habe: dir Sita, deine Frau mit den Lotusaugen, zurückzugeben. Mit meinen vier Gefährten, Männern von unermesslicher Kraft, die Anala, Khara, Sampati und Prakchacha heißen, habe ich Lanka, meine Ländereien und meine Freunde verlassen und bin zu dir

gekommen, dessen Großmut kein Geschöpf zurückweist. Ich möchte nur dir allein alles verdanken, was mir widerfahren mag. Ich biete dir meine Freundschaft an, o Held von großer Weisheit, und ich werde deine Heere zur Eroberung Lankas und zum Tod der ungerechten Rachchis führen.“

Vergleichen wir nun dieses Zitat mit der Überlieferung der Todds:

„Es war zu der Zeit, als der König des Orients, ohne *Affenmenschen* [zweifellos die Armeen von Songriva und Khanoumon] im Begriff war, Ravana, den mächtigen, aber ungerechten Dämon, König von Lanka, zu töten. Die Bevölkerung von Lanka bestand ausschließlich aus Dämonen (Rachchis), Riesen und mächtigen Zauberern. Die Todds waren damals in ihrer dreiundzwanzigsten Generation* auf der Insel Lanka. König Ravana war im Herzen ein *Kouroumb* [das heißt, ein böser Zauberer]: Er hatte den größten Teil seiner Rakchis-Untertanen zu *bösen* Dämonen gemacht. Ravana hatte zwei Brüder: Koumba, ein Riese unter den Riesen, der, nachdem er Hunderte von Jahren geschlafen hatte, vom König des Orients getötet wurde, und Vibia, der Gütige, der von allen Rakchis geliebt wurde.

Ist es nicht offensichtlich, dass der „Koumba“ und der „Vibia“ aus der Überlieferung der Todds nichts anderes sind als der Koumbhakarna und der Vibkhechane aus dem Ramayana?

Koumbhakarna, verflucht von Brahma und

** Das heißt „vor 199 oder 200 Generationen“, was mindestens 7.000 Jahren entspricht. Aristoteles und andere griechische Weise behaupteten, als sie vom Trojanischen Krieg sprachen, dass dieser 5.000 Jahre vor ihrer Zeit stattgefunden habe. Seitdem sind zweitausend Jahre vergangen, also insgesamt 7.000 Jahre. Die Geschichte lehnt diese Chronologie natürlich ab. Aber was beweist diese Ablehnung? Besteht die Weltgeschichte vor Christus und ihre Chronologie nicht ausschließlich aus Hypothesen und Wahrscheinlichkeiten, aus Vermutungen, die als Axiome aufgestellt werden?*

Siehe auch „Die Mission der Juden“ von St. Yves d'Alveydre. – Übersetzer.

durch diesen Fluch in Schlaf versetzt, bis Rama ihn nach einem langen und intensiven Kampf mit einem magischen Pfeil von Brahma, einem „unbesiegbaren Pfeil, der die Götter erschreckt“ und den Indra selbst als das „Zepter des Todes“* betrachtete, tötete.

Die Todds sagen, dass Rama ein guter Rakchi ist, der Ravana nach seinem Verbrechen gegen den König des Orients (Rama)†, dessen Frau er gestohlen hatte, verurteilen musste. Vibia überquerte mit seinen vier treuen Dienern das Meer und half Rama, seine Königin zurückzugewinnen. Deshalb ernannte der König des Orients Vibia zum König von Lanka.

Es ist Wort für Wort die Geschichte von Bibchekhane, dem Verbündeten Ramas, und seinen vier Ministern, den Rakchis.

Die Todds enthüllen später, dass diese Minister vier *terallis* und *wohlwollende* Dämonen waren. Sie wollten nicht gegen Dämonenbrüder kämpfen, auch nicht gegen grausame.

Deshalb baten sie nach dem Ende des Krieges, in dem sie unablässig zu den Göttern um den Sieg Vibias gebetet hatten, um die Entlassung aus ihrem Amt. Begleitet von sieben weiteren Einsiedlern,

** Der Bericht über den Kampf findet sich in „Mission of the Jews“ (Die Mission der Juden). – Übersetzer.*

† So wird er vom Brahmanen Baddagues genannt. Sie sagen, dass „der König des Orients“ Rama ist.

legten sich die Rakchis mit ihren Frauen und Kindern nieder und verließen Lanka für immer. Um sie zu belohnen, schuf der König des Orients (Rama) auf einem öden Land die „*Blauen Berge*“ und schenkte sie den Rakchis und ihren Nachkommen zum ewigen Vergnügen. Dann verwandelten sich die sieben Anachoreten, die ihr Leben damit verbringen wollten, die Toddouvars zu ernähren und die Zauber der bösen Dämonen unschädlich zu machen, in Büffel. Die vier Minister von Vibia behielten ihre menschliche Gestalt und leben unsichtbar für alle außer den *Eingeweihten Terralis* in

den Wäldern des Nilguiri und in den geheimen Heiligtümern der „Tiriri“. Nachdem sie den Nilguiri besetzt hatten, erließen die thaumaturgischen Büffel, die Dämonen-Einsiedler und die Anführer der Laien-Todouvars Gesetze und legten die Anzahl der Todds und der zukünftigen heiligen und *profanen* Büffel fest. Dann schickten sie einen ihrer Brüder nach Lanka mit einer Einladung an andere gute Dämonen, mit ihren Familien nach Nilguiri zu kommen. Dort, auf dem Thron des getöteten Ravana, fand er König Vibia, den Herrn über sie alle.

Das ist die Legende der Todds. Dass der „König des Orients“ Rama ist, obwohl die Todds ihn nicht beim Namen nennen, steht außer Zweifel. Rama besitzt bekanntlich Hunderte von Namen.

Im *Ramayana* wird er unterschiedslos „König der vier Meere“, „König des Orients“, „König des Westens, des Südens und des Nordens“, „Sohn des Ragon“, „Dassaratide“, „Tiger der Könige“ usw. genannt. Für die Bewohner von Lanka oder Ceylon war er offensichtlich der „König des Nordens“. Wenn aber die Todds, wie wir glauben, aus dem Westen kamen, wird die Bezeichnung „König des Orients oder Indiens“ verständlich.

Aber kehren wir zur Legende zurück und sehen wir, was sie uns über die Moulou-Kouroumbis sagen kann. Welche Verbindung hatten die Zwergenzauberer in der Antike zu den Todds und welches Schicksal führte sie unter dem strengen Befehl der Todds in die „Blauen Berge“? Das erfahren wir dank der Fortsetzung der Erzählung über die Entsendung des „Dämonenbruders“ nach Lanka.

Als er in seiner Heimat ankam, fand er sie erobert, besiegt und völlig verändert vor, seit er mit all seinen Brüdern die Insel verlassen hatte. Der neue König von Lanka, ein treuer Freund und Verbündeter von König Rama, versuchte damals mit aller Kraft, die böse Zauberei der Rakchis auf der Insel zu zerstören und durch die gütige Wissenschaft der Anachoret-Magier zu ersetzen. Aber die Gabe von *Bramavidia* „erlangt man nur durch *persönliche Eigenschaften, Reinheit des Lebens, Liebe zu allem, was lebt*, Menschen wie stumme Geschöpfe, und auch durch die Verbindung mit wohlwollenden, unsichtbaren Magiern, die, nachdem sie die Erde verlassen haben, in dem Land unter den Wolken leben, wo die Sonne untergeht“. Vibia wusste, wie man die Herzen der alten Rakchis erweichen konnte, und sie bereuten ihre Taten. Doch ein neues Übel erhob sich in Lanka. Der größte Teil der Krieger der orientalischen Armee, die Affenkrieger, die Bärenkrieger, und die Tiger-Krieger, in ihrer Freude darüber, die Königin der Meere erobert und ihre Dämonenbewohner besiegt zu haben, so sehr, dass sie viele Jahre brauchten, um ihr Gleichgewicht wiederzufinden. In diesem unruhigen, verdunkelten Geisteszustand nahmen sie Rakchis, Dämonen weiblichen Geschlechts, zur Frau. Aus diesen ungleichen Verbindungen gingen Zwerge hervor, die dümmsten und bösesten Geschöpfe der Welt. Sie waren die Vorfahren der heutigen Nilguirian Moulou-Kouroumbis. In ihnen waren alle Gaben des dunklen Wissens der Zauberei ihrer Mütter vereint, vermischt mit der List, der Grausamkeit und der Dummheit ihrer Väter, der Affen, Tiger und Bären. König Vibia beschloss, alle diese Zwerge zu töten, und er war

** Die Todds zeigen nach Westen, wenn sie von dem Land sprechen, in das ihre Toten gehen. Metz nennt den Okzident „das fantastische Paradies der Todds“. Einige Touristen haben daraus geschlossen, dass die Todds, wie die Parsen, Sonnenanbeter sind.*

bereit, seinen Plan auszuführen, als der oberste Zauberer seine Büffelgestalt aufgab und den König um Gnade bat, mit dem Versprechen, sie mit in die „Blauen Berge“ zu nehmen. Er rettete den Zwergen das Leben unter der Bedingung, dass sie und ihre Nachkommen den Todds auf ewig dienen und in ihnen ihre Herren und Oberhäupter anerkennen würden, die über Leben und Tod über sie zu bestimmen hatten.

So wurde Lanka von einem schrecklichen Übel befreit durch den Wundertäter, der in Begleitung von etwa hundert Rakchis, die einem *fremden Stamm* angehörten, in die „Blauen Berge“ zurückkehrte. Er erlaubte Vibia, die grausamsten und unverbesserlichsten der Zwergendämonen zu vernichten, wählte dreihundert Wesen aus den am wenigsten bösen dieses neuen Stammes aus und nahm sie mit sich zum Nilgiri.

Seit dieser Zeit vermehrten sich die Kouroumbis, die sich in den unzugänglichsten *Dschungeln* der

Berge niedergelassen hatten, so stark, dass sie zu dem großen Stamm wurden, der heute unter dem Namen Moulou-Kouroumbis bekannt ist. Solange sie zusammen mit den Todds und den Büffeln die einzigen Bewohner der „Blauen Berge“ waren, konnten ihre bösen Neigungen und ihre angeborene Begabung zur Zauberei niemandem schaden außer den Tieren, die sie verzauberten, um sie später zu verspeisen.

Aber fünfzehn Generationen später kamen die Baddagues, und es kam zu Feindseligkeiten zwischen ihnen und den Zwergen. Die Vorfahren der Baddagues, also des alten Volkes von Malabar und Karnatik, traten nach dem Krieg ebenfalls in den Dienst der „guten“ Riesen aus Lanka. Als sich Kolonien dieser Männer aus dem Norden mit den Brahmanen Indiens auf den „Blauen Bergen“ mit den Brahmanen aus Indien stritten, nahmen die Todds sie, wie es die Ehre und die Büffel geboten, unter ihren Schutz: Die Baddagues waren die Diener der Herren von Nilgiri, so wie ihre Vorfahren den Vorfahren der Todds gedient hatten.

So lautet die Legende der Ureinwohner der „Blauen Berge“. Wir haben sie Stück für Stück und unter größten Schwierigkeiten zusammengetragen. Wer unter den Lesern des *Ramayana* würde in dieser Legende nicht die Ereignisse erkennen, die in diesem Gedicht erzählt werden? Wie hätten die Baddagues – geschweige denn die Todds – sie erfinden können? Ihre Brahmanen sind nur Schatten der alten Brahmanen und haben nichts mit den Vertretern dieser Kaste in den Tälern gemeinsam. Da sie kein Sanskrit kennen, haben sie das *Ramayana* nicht gelesen, und einige von ihnen haben noch nicht einmal davon gehört.

Vielleicht wird man uns sagen, dass das Mahabharata, wie das *Ramayana*, das auf vagen Erinnerungen an längst vergangene Ereignisse basiert, ein fantastisches Prinzip besitzt, das das historische Element bei weitem überwiegt. Daher ist es unmöglich, auch nur die geringste Tatsache, die in diesen Epen beschrieben wird, als wahrscheinlich anzunehmen. Diejenigen, die so sprechen, sind genau diejenigen, die es wagen, Folgendes zu behaupten: Vor Pannini, dem größten Grammatiker der Welt, hatte Indien keine Vorstellung vom geschriebenen Wort; Pannini selbst wusste nicht schreiben und hatte noch nie von den heiligen Schriften gehört; und das *Ramayana* und die *Bhagavad-Gita* wurden *wahrscheinlich* nach Christus geschrieben!

Wird der Tag niemals anbrechen, an dem die hinduistischen Arier – dieses Volk, das politisch sehr tief gesunken ist, aber aufgrund seiner Vergangenheit, seiner bemerkenswerten Tugenden und der heiligen Literatur der Brahmanen immer noch sehr groß ist – den Platz einnehmen, der ihnen in der Geschichte zusteht? Wann werden Ungerechtigkeit und Parteilichkeit, die auf Rassenstolz beruhen, einer vollkommenen Aufrichtigkeit weichen, sodass die Orientalisten endlich aufhören, ihren Lesern die Vorfahren der Brahmanen als abergläubische Ignoranten und die Brahmanen selbst als lügnerische und anmaßende Menschen darzustellen? Kann man noch glauben, dass diese Literatur, die in ihrer Größe weltweit einzigartig ist und alles bekannte und unbekannte Wissen und alle Wissenschaften umfasst (wie alle sagen, die ihre Philosophie unvoreingenommen studiert haben) ausschließlich auf schöpferischer Fantasie und leeren metaphysischen Träumen beruht?

Die Orientalisten mögen behaupten, was sie wollen. Wir, die wir diese Literatur mit den Brahmanen studiert haben, halten uns nicht an den toten Buchstaben. Wir wissen, dass das *Ramayana* kein Märchen ist, wie man in Europa glaubt: Es besitzt eine doppelte Bedeutung, eine religiöse und eine rein historische, und nur die eingeweihten Brahmanen sind in der Lage, die komplexen Allegorien dieses Gedichts zu interpretieren. Wer die heiligen Bücher des Orients mit dem Schlüssel ihrer geheimen Symbole liest, erkennt, dass:

(1) Die Kosmogonie aller großen alten Religionen ist dieselbe. Sie unterscheiden sich untereinander durch ihre äußeren Formen.

Alle diese Lehren, die sich scheinbar widersprechen, stammen aus derselben Quelle – der universellen Wahrheit, die sich allen primitiven Völkern immer in Form einer Offenbarung offenbart hat. Später, in dem Maße, wie die Menschheit ihre intellektuellen Fähigkeiten zum Nachteil ihrer spirituellen Fähigkeiten entwickelte, verwandelte sich das Wissen über den Ursprung

und entwickelte sich in verschiedene Richtungen. All diese Ereignisse fanden unter dem Einfluss klimatischer, ethnologischer und anderer Bedingungen statt. Hier ist ein Baum, dessen Äste unter einem sich ständig verändernden Wind wachsen; sie nehmen die unregelmäßigsten Formen an, sind verdreht und hässlich – doch sie alle gehören zum selben ursprünglichen Stamm. Diese Tatsache zeigt sich in den verschiedenen Religionen.

Hier ist ein Baum, dessen Äste unter einem sich ständig verändernden Wind wachsen; sie nehmen die unregelmäßigsten Formen an, sind verdreht und hässlich – und doch gehören sie alle zum selben ursprünglichen Stamm. Diese Tatsache zeigt sich in den verschiedenen Religionen: Sie sind alle aus demselben Samen entstanden: der *Wahrheit*, denn die Wahrheit ist eine.

(2) Die Geschichte aller Religionen basiert nicht nur auf geologischen, anthropologischen und ethnologischen Fakten aus fernen prähistorischen Zeiten, sondern wird auch in ihrer allegorischen Form recht getreu überliefert. All diese rein historischen „Legenden“ wurden zu ihrer Zeit als Ereignisse gelebt. Aber sie ohne den Schlüssel, von dem ich gesprochen habe und der nur in der „*Houpta-Vidia*“ oder „geheimen Wissenschaft“ der alten Arier, Chaldäer und Ägypter zu finden ist, zu entschlüsseln, ist absolut unmöglich. Trotz dieser Schwierigkeit bleiben viele von uns überzeugt, dass mehr oder weniger fern der Tag kommen wird, an dem alle Legenden des *Mahabharata* dank des Fortschritts der Wissenschaft in den Augen aller Menschen *historische* Realität werden. Die Maske der Allegorie wird fallen und lebendige Menschen werden erscheinen; und die Ereignisse der Vergangenheit werden alle Rätsel erklären und alle Schwierigkeiten der modernen Wissenschaft beseitigen.

Unsere Wissenschaftler lehnen die antike Methode Platons ab, die vom Allgemeinen zum Besonderen führt – sie behaupten, sie sei unwissenschaftlich, vergessen dabei aber, dass sie die einzig mögliche Methode in der einzigen positiven und *unfehlbaren* Wissenschaft, der Mathematik, ist. Nun ist die induktive Methode dieser Wissenschaftler in der Biologie und in der Psychologie unzureichend. Diese Männer der Wissenschaft werden unseren Forschungen über die Geschichte der Brahmanen im Allgemeinen und die Ethnologie im Besonderen sicherlich keine Beachtung schenken. Umso schlimmer für sie. „Im Zweifel enthalten“, die goldene Regel der universellen Weisheit, wurde nicht für sie geschrieben. Sie enthalten sich nur des Wissens, das ihren persönlichen Vorurteilen widersprechen könnte. Was können die Orientalisten und Sanskrit-Studenten erreichen, solange sie die Interpretationen der alten Brahmanenbücher durch die Brahmanen selbst ablehnen? Zu so offensichtlichen und groben Irrtümern wie denen, die die gelehrten Ethnologen in Bezug auf die Todds begangen haben, und weil die Ethnographen sehr gelegen vergessen, dass die „universelle“ Geschichte, auf die sie sich stützen, um diesen ursprünglichen Stamm zu studieren, fast ausschließlich auf unbewiesenen Hypothesen beruht und darüber hinaus von eben diesen Ethnographen, also von westlichen Wissenschaftlern, erfunden ist. Und wer weiß nicht, dass all diese Historiker und Ethnologen vor nicht einmal fünfzig Jahren nichts über die Brahmanen und ihre immense Literatur wussten?

Hat nicht einer der großen europäischen Autoritäten in historischen Fragen kürzlich behauptet, dass Tatsachen, wie sie in den Büchern der Brahmanen beschrieben werden, nur „Erfindungen eines abergläubischen und grob unwissenden Volkes“ seien? (*Geschichte der Sanskrit-Literatur* von Weber.)

Die von den Orientalisten geschilderten Ereignisse stimmen fast nie mit den *Tatsachen* der Brahmanen überein. Die „Weltgeschichte“ hat keinen Platz für die gesamte „Geschichte“. Entweder muss der Osten oder der Westen nachgeben. Und wie könnten die gelehrten Pandits umhin, ihre eigene Geschichte mit Hilfe der bunten Brillen der angelsächsischen Sanskrit-Studenten zu studieren? So kommt es, dass dank der europäischen Wissenschaftler die Zeit, in der das *Mahabharata* geschrieben wurde, fast in das Jahrhundert der muslimischen Invasion* verlegt wird, während das *Ramayana* und die *Bhagavad-Gita* zu Zeitgenossen der katholischen *Goldenen Legende* werden!

Die Europäer mögen behaupten, was sie wollen! Unsere Überzeugung bleibt dieselbe: Von unseren

drei nilguirianischen Rassen stammen zweifellos zwei von primitiven prähistorischen Rassen ab, von denen unsere *Universalgeschichte* noch nie gehört hat, nicht einmal im Traum.

* *Zu Beginn des 8. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung.*

KAPITEL V

Soweit wir sehen können, haben die Todds keine Vorstellung von Göttlichkeit und leugnen sogar die *Devas*, die von ihren Nachbarn, den Baddagues, verehrt werden. Deshalb gibt es in diesem Stamm nichts, was an Religion erinnert, und es ist daher sehr schwierig, von einer Religion zu sprechen. Das Beispiel der Buddhisten, die ebenfalls die Idee eines Gottes ablehnen, kann nicht auf die Todds übertragen werden, da die Buddhisten eine recht komplexe Philosophie besitzen, während die der Todds, wenn sie überhaupt eine haben, völlig unbekannt ist.

Woher kommt dann ihre hohe Vorstellung von Moral, die unter zivilisierteren Völkern selten und fast unbekannt ist, ihre strenge und tägliche Ausübung abstrakter Tugenden wie die Liebe zur Wahrheit und Gerechtigkeit, die Achtung der Eigentumsrechte und die absolute Einhaltung ihres Wortes? Müssen wir ernsthaft die Hypothese eines Missionars akzeptieren, dass die Todds ein vorzeitiger Überrest der Familie Henochs sind?

Nach dem, was wir erfahren konnten, haben die Todds die seltsamsten Vorstellungen vom Leben nach dem Tod. Auf die Frage: Was wird aus den Todds, wenn ihre Körper auf dem Scheiterhaufen zu Asche werden?

Einer der *Terallis* antwortete:

„Ihre Körper werden wie Gras auf diesen Bergen wachsen und die Büffel ernähren. *Aber die Liebe zu den Kindern und Brüdern wird sich in Feuer verwandeln, zur Sonne aufsteigen und dort ewig brennen, mit einer Flamme, die anderen Todds und den Büffeln Wärme spendet.*“

Auf die Bitte, sich genauer zu erklären, fügte der *Terrali* hinzu:

„Das Feuer der Sonne“ – er zeigte auf diesen Himmelskörper – „besteht aus den Feuern der Liebe.“

„Aber könnte es sein, dass nur die Liebe der Todds dort brennt?“, fragte sein Gesprächspartner.

„Ja“, antwortete der *Terrali*, „nur die Liebe der Todds ... *denn jeder gute Mensch, ob weiß oder schwarz, ist ein Todd.* Böse Menschen lieben nicht, deshalb können sie nicht in die Sonne aufsteigen.“

Einmal im Jahr, drei Tage lang, im Frühling, machen die Clans der Todds nacheinander eine Reihe von Pilgerfahrten und besteigen den Gipfel des Todda-bet, wo sich heute die Ruinen des Tempels der Wahrheit befinden. In diesem Heiligtum vollziehen sie eine Art öffentliche Buße und gegenseitige Beichte. Die Todds halten dort Rat und bekennen sich gegenseitig ihre freiwilligen und unfreiwilligen Sünden. Es wird erzählt, dass in den ersten Jahren nach der Ankunft der Briten dort Opfer dargebracht wurden: für die *Verschleierung der Wahrheit* (der direkte Begriff für Lüge ist den Todds unbekannt); wer gesündigt hatte, opferte einen kleinen Büffel; wer gegenüber einem Bruder Zorn empfunden hatte, opferte einen ganzen Büffel, der oft mit dem Blut der rechten Hand des reuigen Todds getränkt war*.

All diese seltsamen Zeremonien, diese Riten, die offensichtlich zu einer geheimen Philosophie gehören, lassen Menschen, die sich mit alter chaldäischer, ägyptischer und sogar mittelalterlicher Magie auskennen, vermuten, dass die Todds zumindest einen Teil der verschleierte Wissenschaften oder des *Okkultismus* kennen, wenn nicht sogar das gesamte System. Nur die Ausübung dieses Systems, das seit Urzeiten in *weiße* und *schwarze* Magie unterteilt ist, kann eine logische Erklärung für dieses beneidenswerte Gefühl der Ehrfurcht vor der Wahrheit und diese hohe Moral liefern, die von einem halbwilden, primitiven Stamm gelebt wird, der keine Religion hat und nichts mit den

anderen Völkern der Erde gemeinsam hat. Nach unserer unerschütterlichen Überzeugung –

** Captain Harkness beschreibt diese Tatsache in seinem Buch aus dem Jahr 1837. Ich konnte die Ruinen dieses Tempels nicht finden, und Mrs. Morgan glaubt, dass der Autor die Todds mit den Baddagues verwechselt hat.*

Todds sind die Jünger – vielleicht halb unbewusst – der alten Wissenschaft der *weißen* Magie, während die Moulou-Kouroumbis die abscheulichen Nachkommen der *schwarzen* Magie oder Zauberei bleiben. Wie sind wir zu dieser Überzeugung gekommen? Auf folgende Weise:

Es ist leicht, sich auf die Aussagen von Personen zu berufen, die in der Literaturgeschichte von Pythagoras und Platon bis zu Paracelsus und Eliphas Levi bekannt sind und die sich ausschließlich dem Studium dieser alten Wissenschaft gewidmet haben und lehren, dass: *Die weiße oder göttliche Magie ist denen nicht zugänglich, die Sünden begehen oder auch nur eine Neigung zur Sünde haben, in welcher Form auch immer sich diese manifestiert.* Aufrichtigkeit, Reinheit des Lebens, Selbstlosigkeit, Nächstenliebe – das sind die ersten notwendigen Tugenden der *Magier*. Nur diejenigen, deren Seelen rein sind, „sehen Gott“, verkündet das Axiom der Rosenkreuzer. Außerdem war Magie nie eine *übernatürliche* Handlung.

Die Todds besitzen diese magische Wissenschaft in vollem Umfang. Kranke Menschen werden zu ihren *Terallis* gebracht – und sie werden geheilt. Oft verbergen sie nicht einmal ihre Methode, die Gesundheit wiederherzustellen. Der Patient wird mit dem Rücken zur *Sonne* gelegt: Er bleibt mehrere Stunden lang in dieser Position, während der *Teralli*-Heiler mit seinem kleinen Stock über die verschiedenen Körperteile, vor allem über die betroffene Stelle, unverständliche Figuren zeichnet und darauf bläst. Dann nimmt der *Teralli* eine Tasse Milch und spricht Zauberworte; kurz gesagt, er vollzieht dieselben Zeremonien wie unsere Heiler. Schließlich bläst er auf die Milch und gibt sie dem Patienten zu trinken. Ich kenne kein Beispiel dafür, dass ein Todd sich bereit erklärt hätte, jemanden zu behandeln, und ihn dann nicht geheilt hätte. Aber er willigt nur selten ein. Einen Trunkenbold oder einen Lüstling würde er niemals anfassen. „Wir heilen durch die *Liebe*, die von der Sonne ausgeht, und diese Liebe hat keine Wirkung auf einen *bösen* Menschen“, behaupten die Todds.

Um die *Bösen* unter den Patienten zu erkennen, die zu ihnen gebracht werden, werden diese vor den Büffelführer gelegt; wenn der Patient versorgt werden muss, untersucht ihn der Büffel, riecht an ihm; wenn nicht, wird das Tier wütend und der Patient wird weggebracht.

Lassen Sie uns noch Folgendes erzählen: „Die Magier sowie ihre Schüler, die Theurgen, verboten strengstens, die Seelen der Toten zu beschwören: Stört sie nicht, beschwört sie nicht, damit sie auf ihrem Rückweg nichts Irdisches mit sich nimmt“, sagt Psellius in seinen *Chaldeischen Orakeln*. Die Todds glauben an ein *Etwas*, das den Körper überlebt; tatsächlich verbieten sie ihnen aufgrund eines Geständnisses der Baddagues, irgendetwas mit den *bkhoutis* (Phantomen) zu tun zu haben und gebieten ihnen, diese sowie die Kouroumbis, die den Ruf großer Totenbeschwörer haben, zu meiden.

Professor Molitor bemerkt zu Recht (in seiner „Philosophie der Geschichte und Traditionen“), dass nur „das gewissenhafte Studium der Traditionen aller Völker und Stämme die moderne Wissenschaft in die Lage versetzen kann, die antiken Wissenschaften in ihrem wahren Wert zu schätzen. Die Magie war Teil dieses Wissens, dieser Mysterien. Der Prophet Daniel selbst hat sie eingehend untersucht; sie war dual: die *göttliche* Magie und die *böse* Magie oder Zauberei. Dank der ersten strebt der Mensch danach, mit der geistigen und unsichtbaren Welt in Kontakt zu treten; durch das Studium der zweiten Form der Magie versucht er, die Herrschaft über die Lebenden und die Toten zu erlangen. Der Adept der *weißen* Magie strebt nach guten Taten, nach der Schaffung des Guten; der Adept der *schwarzen* Wissenschaft begehrt nur teuflische Taten, bestialische Handlungen.“

Hier zieht der ehrwürdige Bischof eine Parallele zwischen den Todds und den Kouroumbis, zwischen den Okkultisten aller Zeiten und den Medien von heute, die zu unbewussten Zaubern und Totenbeschwörern werden, wenn sie nicht Mystifizierer und Scharlatane sind.

Wenn man, um den Materialisten zu gefallen, die *Hypothese* der weißen und schwarzen Magie verwirft, wie lässt sich dann diese Vielzahl von Erscheinungen erklären, die aufgrund ihrer Abstraktion nicht wahrnehmbar, aber in ihrer Tatsache außerordentlich präzise und unwiderlegbar sind und die die täglichen Beziehungen zwischen den Todds und den Kouroumb ausmachen? Wir müssen also fragen, warum die Todds tagsüber im Sonnenlicht heilen und warum die Kouroumb ihre bösen Taten nur nachts im Mondlicht verrichten. Warum stellen die einen die Gesundheit wieder her und warum verbreiten die anderen Krankheiten und töten? Und schließlich, warum fürchtet der Kouroumb den Todd? Wenn dieser widerwärtige Zwerg einem dieser Wesen begegnet, das nicht einmal einem Hund etwas antun würde, der ihn gerade gebissen hat (wenn ein Tier einen Todd überhaupt beißen *könnte*), fällt er zu Boden, Opfer einer Fallkrankheit. Ich bin nicht der Einzige, der das bemerkt hat; viele Skeptiker, die weder an weiße noch an schwarze Magie glauben, haben es gesehen. Zahlreiche Schriftsteller haben darüber berichtet. Der Missionar Metz sagt zu diesem Thema:

„Zwischen den Todds und den Kouroumb besteht eine gewisse Feindseligkeit, die Letztere dazu zwingt, den Todds gegen ihren Willen zu gehorchen. Wenn er ihnen begegnet, fällt der Zwerg zu Boden und wird von einem Anfall heimgesucht, der einer Epilepsie ähnelt. Er windet sich auf dem Boden wie ein Wurm, zittert vor Angst und zeigt alle Symptome einer eher moralischen oder mentalen als physischen Angst. Was auch immer ein Kouroumb gerade tut – und er ist selten mit guten Dingen beschäftigt –, wenn er einen Todd näher kommen sieht, muss dieser ihn nicht einmal berühren, sondern nur seinen Bambusstock in seine Richtung halten, und schon flieht der Moulou-Kouroumb* so schnell er kann. Manchmal fällt er jedoch wie tot zu Boden und bleibt in einer Art Todstarre liegen, bis der Todd verschwunden ist, was ich mehr als einmal beobachtet habe.“ (Erinnerungen an das Leben unter den Toddas.)

Evans ergänzt in seinem Tagebuch mit dem Titel „A Veterinary on the Nilguiri“ (Ein Tierarzt am Nilguiri) das von Metz beschriebene Bild und fügt hinzu: „Nachdem der Kouroumb wieder zu sich gekommen ist, beginnt er wie eine Schlange auf dem Boden zu kriechen, reißt mit dem Mund Kräuter aus dem Boden und verschlingt sie. Dann reibt er sein Gesicht an der Erde, eine Geste, die wenig zur Steigerung seiner natürlichen Reize beiträgt. Der Boden dort ist sehr reich an Eisen und Ocker und lässt sich nur unter

** Die Kouroumb sind in mehrere Stämme unterteilt. Ihren Namen verdanken sie ihrer geringen Größe. Deshalb wird das Volk der Nilguirianer, um es von den anderen zu unterscheiden, „Moulou-Kouroumb“ oder „Zwergbusch mit stacheligen Dornen“ (von den Wörtern moulou – dorniger Busch und kouroumba – Zwerg) genannt. Tatsächlich leben sie gewöhnlich in den dichtesten, unzugänglichsten Wäldern, in denen dornige Büsche wachsen.*

große Schwierigkeiten. Und unser Freund, der Kouroumb, der nach der unerwünschten Begegnung wie ein Betrunkener schwankte, als er wieder auf die Beine kam, sah aus wie ein Zirkusclown, beschmutzt mit blutroten und gelben Flecken und Kratzern. . . .”

Und ich möchte noch hinzufügen: Wir haben bereits erwähnt, dass die Todds keine Waffen besitzen, um sich gegen wilde Tiere zu schützen, und dass sie auch keine Hunde halten, die sie vor drohender Gefahr warnen könnten. Dennoch kann sich selbst der älteste Einwohner von Outti nicht daran erinnern, dass jemals ein Todd von einem Elefanten oder Tiger getötet oder auch nur verletzt worden wäre. Es kam sehr selten vor, dass ein kleiner Büffel der Todds von einem Tiger gefressen wurde, und es kam nie vor, dass ein ausgewachsener Büffel von wilden Tieren getötet wurde. Auch keine der Frauen oder Kinder der Todds war jemals Beute dieser Tiere geworden. Ich bitte den Leser, über diese immaterielle Immunität nachzudenken, die bis zum heutigen Tag – dem Jahr 1883 – anhält. Auf der anderen Seite sind die Blue Mountains mit Engländern und anderen Kolonisten überfüllt, und es vergeht keine Woche, in der nicht einige dieser Männer wilden Tieren zum Opfer fallen, während ein Drittel ihrer Herden regelmäßig von diesen Tieren getötet wird. Kulis, Hirten, Kinder und Einheimische müssen jederzeit mit einem grausamen Tod durch einen blutrünstigen Tiger oder einem wilden Elefanten. Nur die Todd können viele Stunden lang am Waldrand bleiben

und in Ruhe schlafen, ungestört und ihrer völligen Sicherheit gewiss.

Wie lassen sich diese bekannten und beobachteten Tatsachen erklären? Durch Zufall? – Eine Erklärung, die in Europa immer für das Unerklärliche herangezogen wird. Seltsame Zufälle, die sich seit mehr als sechzig Jahren vor den Augen der Engländer ereignen! Und obwohl diese Tatsachen vor der Ankunft der Engländer nicht untersucht und noch weniger bewiesen werden konnten, sind sie seitdem reichlich bestätigt worden. Selbst die vereidigten Statistiker haben ihre Aufmerksamkeit auf diese Tatsachen gerichtet und sie zur Kenntnis genommen, wenn auch mit einer gewissen Naivität.

In den Kommentaren zu den Statistiken des Jahres 1881 lesen wir: „Die Todds sind so gut wie nie Angriffen wilder Tiere ausgesetzt, was zweifellos auf einen bestimmten Geruch zurückzuführen ist, den sie verströmen und der die Tiere abschreckt.“ Meine Güte! Was für eine Einfachheit des Geistes! Diese „Wahrscheinlichkeit eines spezifischen Geruchs“ verdient es, in goldenen Lettern gedruckt zu werden. Es ist offensichtlich, dass dieser spezifische Unsinn den eingefleischten Skeptikern angenehmer ist als die unwiderlegbare Tatsache, die ihnen ein Dorn im Auge ist.

In dieser unumstößlichen Realität – vor der die Europäer wie Strauße mit gesenktem Kopf fliehen, in der Hoffnung, nicht gesehen zu werden – liegt das gesamte Rätsel der tiefen Verehrung, die die verschiedenen Stämme der „Blauen Berge“ den Todds einerseits entgegenbringen, und der Furcht, die sie ihnen andererseits einflößen. Die Baddagues verehren sie – die Moulou-Kouroums zittern vor ihnen. Wenn sie einen Todd sehen, der ruhig seinen Weg geht und in der Hand einen einfachen kleinen Stock hält, der harmlos und unschuldig ist, sind die Kouroums von Schrecken erfüllt, während die Baddague mit gebeugten Knien schweigend auf seinen Gruß und seinen Segen warten. Und die Baddague sind sehr glücklich, wenn ihr Deva ihn mit bloßem Fuß kaum berührt, ein unverständliches Zeichen in die Luft zeichnet und dann langsam seines Weges geht, „stolz und unerschütterlich wie ein griechischer Gott“, wie es Captain O'Grady ausdrückt.

Wie sehen die Engländer die fanatische Verehrung der Todds durch die Baddagues und wie erklären sie sie sich? Ganz natürlich und ganz einfach. Die Engländer lehnen die Überlieferung, wonach diese Beziehung von den Vorfahren dieser beiden Völker begründet worden sei, als *eine* dumme Fabel ab und legen sie auf ihre eigene Weise aus. Colonel Marshal schreibt in seinem Buch:

„Diese Einstellung erscheint umso seltsamer, als laut Statistiken die Baddagues weitaus zahlreicher sind als die Todds. Sie zählen zehntausend, während die Todds nur siebenhundert sind. Nichts kann jedoch die abergläubische Überzeugung der Baddagues erschüttern, dass die Todds übernatürliche Wesen sind. Die Todds sind im Vergleich zu den Baddagues Riesen – obwohl letztere sehr stark und muskulös sind. Und damit haben wir das Geheimnis der Gefühle, die die Baddagues gegenüber den Todds hegen.“

Das ist sicherlich nicht das ganze Geheimnis. Die Kchots und Erroulars sind zwei Stämme, die im Vergleich zu den Baddagues sehr klein und schwach sind. Dennoch verehren sie die Todds nicht so sehr wie die Baddagues, obwohl sie sie respektieren und in ständigem Kontakt mit ihnen stehen. Um das Rätsel zu lösen, muss man die Geschichte der Baddagues kennen und ihnen glauben – oder zumindest ihren spontanen Berichten Glauben schenken, wenn man nicht jedes Wort ihrer Aussagen für bare Münze nimmt. Das Wesentliche des Problems liegt unserer Meinung nach darin, dass die Baddagues Brahmanen sind, wenn auch derzeit degeneriert, während die Kchots und Erroulars nur Paria sind. Und die Baddagues (wie die Brahmanen Indiens vor der Ankunft der Muslime) besitzen

Kenntnisse über viele Dinge, von denen andere keine Ahnung haben. Was sind diese Kenntnisse? Dies wird im folgenden Kapitel erzählt werden. Lassen Sie uns zunächst ein wenig über die Baddagues und ihre Religion sprechen. Wie alle anderen Erscheinungsformen in den „Blauen Bergen“ zeichnet sich auch diese Religion durch ihre Originalität und ihren außergewöhnlichen Charakter aus.

Auf dem kahlen Gipfel des Rongasouamisk befindet sich ihr einziger und heute verlassener Tempel. Die Religion der Baddagues besteht aus vielen Zeremonien, die längst ihre Bedeutung verloren haben. Zwei- bis dreimal im Jahr steigen sie zu diesem Tempel – ihrem Mekka – hinauf, um ihre Beschwörungsformeln gegen die meisten ihrer eigenen brahmanischen Götter zu rezitieren. Laut Colonel Octorby, Generalverwalter der Berge, „gehören die Baddagues zu den ängstlichsten und abergläubischsten Völkern Indiens. Sie leben in ständiger Furcht vor bösen Geistern, die ihrer Vorstellung nach ständig um sie herumschwirren. Und dieselbe Angst haben sie vor den Kouroumb. So wie die Kouroumb beim Anblick eines Todd in Schrecken versetzt werden, so sind die Baddagues von der Anwesenheit der Kouroumb erschreckt.“

Lesen wir in dem gelehrten Buch des Obersts, was er über den Aberglauben der unglücklichen Baddagues zu sagen hat:

„Krankheiten in ihren Häusern, Seuchen unter ihrem Vieh, jedes Unglück, jedes unheilvolle Ereignis in ihren Familien, insbesondere schlechte Ernten, die ihren Ruin bedeuten, werden sofort den bösen Zauberern – den Kouroumb – zugeschrieben. Dann eilen sie zum Todd, um mit Hilfe seiner gegenwirkenden Kraft Gutes zu erwirken. ... Dieser lächerliche Aberglaube ist in allen Stämmen der Nilguiri so tief verwurzelt, dass wir oft gezwungen waren, Baddagues wegen eines allgemeinen Massakers an Kouroumb oder wegen Brandstiftung an Dörfern zu verurteilen. ... Ungeachtet dieser Tatsachen nehmen die Baddagues oft die Hilfe der Kouroumb in Anspruch, insbesondere bei unehrlichen Erwerbungen. Sie wenden sich dann über diese Zwerge an imaginäre böse Geister, die von den Kouroumb herbeigerufen werden.“ (Statistische Aufzeichnungen von Nilguerry.)

„Den Engländern ist jedoch nie aufgefallen, dass ein Todd in diese schmutzigen Intrigen verwickelt war. Die Baddagues verabscheuen die Kouroumb, sie fürchten sie und rufen dennoch ständig ihre Hilfe an. Ohne die Hilfe des „schwarzen Zauberers“ wird weder gesät noch gearbeitet. Im Frühjahr, wenn die Samen in die Erde gebracht werden, wird keine Arbeit begonnen, ohne dass ein Kouroumb sie durch das Opfer eines Rehbocks oder eines Hahns (immer schwarz) opfert. Er ist auch der Erste, der eine Handvoll Samen ausstreut, während er die üblichen Beschwörungsformeln murmelt. Um eine gute Ernte zu gewährleisten, bitten die Baddagues den Kouroumb auch zur Erntezeit, das erste Bündel der Ernte abzuschneiden und die erste Frucht zu pflücken.“

Um diesen seltsamen Aberglauben wissenschaftlich zu erklären, fährt der Autor fort:

„Der Kouroumb ist lächerlich klein. Sein kränkliches und gespenstisches Aussehen mit seinem wilden, ungepflegten Haar, das zu einem riesigen Knoten auf dem Kopf zusammengebunden ist, seine gesamte Silhouette, die Abscheu hervorruft, erklärt leicht die dumme Furcht der schüchternen Baddague. Wenn ein Baddague unerwartet einem Kouroumb begegnet, flieht er, als würde er vor einem wilden Tier davonlaufen*. Und wenn es ihm nicht gelingt, dem „Blick der Viper“ zu entgehen, den der Zauberer auf ihn wirft, eilt er in der verzweifeltsten Gewissheit, zum Tode verurteilt zu sein, nach Hause und fügt sich einem Schicksal, das seiner Meinung nach unvermeidlich ist. Er vollzieht alle möglichen Zeremonien, die vom Chastra-

** vorgeschrieben sind. Der Autor hätte sagen sollen, dass die Baddagues nur vor den Kouroumb fliehen, die wütend auf sie sind; vor anderen Kouroumb fliehen sie nicht. Aber wenn der Kouroumb jemandem zum Feind wird, dann wird er, wie wir noch beweisen werden, wirklich gefährlich.*

mis, vor dem Eintreffen des Todes. Wenn er Reichtümer wie Silber und Grundbesitz besitzt, verteilt er diese unter seinen Verwandten. Dann legt er sich hin und wartet auf den Tod, der (was seltsam ist, wenn man darüber nachdenkt) zwischen dem dritten und dreizehnten Tag nach der Begegnung eintritt. So mächtig ist die abergläubische Vorstellungskraft (erklärt der Autor naiv), dass sie das unglückliche und dumme Geschöpf fast unweigerlich zu einer festgesetzten Stunde tötet.

Wenn es nur die tödliche Macht der abergläubischen Vorstellungskraft ist, wie kann unser ehrenwerter Autor dann das folgende Ereignis erklären, das sich vor kurzem zugetragen hat und an

das sich alle Bewohner der Blauen Berge erinnern:

Die „Baar-Saabs“ (anglo-hinduistische Siedler) begegnen den schmutzigen und wilden Kouroumbis nur bei der Jagd in den Wäldern. Aus diesem Grund fand die zweite Begegnung zwischen einem englischen Beamten und den Kouroumbis im Wald statt, und zwar erneut wegen eines Elefanten. (Der Leser wird sich an die erste Begegnung mit Herrn Betten erinnern, von der mir Frau Morgan erzählt hat.)

Der Held dieses Ereignisses war ein Mann von hohem amtlichem Rang. Er war allen als eines der führenden Mitglieder der englischen Gesellschaft bekannt, und seine Familie lebt, glaube ich, noch immer in Kalkutta, wo seine junge Witwe mit einem älteren Bruder lebt. Sie war eine sehr gute Freundin von General Morgans Frau, und aus diesem Grund kann ich ihren richtigen Namen nicht nennen. Ich habe versprochen, ihren Namen nicht zu nennen, obwohl sie in der folgenden Geschichte für alle, die schon einmal in Madras waren, leicht zu erkennen sein wird.

Herr K. und einige seiner Freunde gingen in Begleitung von Chicaris und zahlreichen Bediensteten auf die Jagd. Ein Elefant wurde getötet, und erst in diesem Moment bemerkte Herr K., dass er das spezielle Messer vergessen hatte, das zum Schneiden der Stoßzähne des Elefanten notwendig war. Die Engländer beschlossen, den Elefanten unter der Obhut von vier Baddague-Jägern zu lassen, damit diese ihn vor wilden Tieren schützen konnten. Dann gingen sie zum Mittagessen in eine benachbarte Plantage. K. sollte zwei Stunden später zurückkommen, um die Stoßzähne zu holen.

Dieser Plan schien leicht zu verwirklichen. Als Herr K. jedoch zurückkam, sah er sich mit einem unvorhergesehenen Hindernis konfrontiert. Etwa zehn Kouroumbis saßen auf dem Elefanten und arbeiteten eifrig daran, die Stoßzähne zu entfernen. Die Kouroumbis ignorierten die Worte des hohen Würdenträgers und erklärten kalt, dass der Elefant auf ihrem Territorium getötet worden sei und dass sie ihn und seine Stoßzähne als ihr Eigentum betrachteten. Ihre Hütten waren tatsächlich nur wenige Meter entfernt zu sehen.

Der Leser kann sich leicht vorstellen, welche Wut diese Unverschämtheit bei dem hochmütigen Engländer hervorrief. Er befahl ihnen, sofort zu verschwinden, sonst würde er seinen Männern befehlen, sie mit Peitschen zu vertreiben. Die Kouroumbis brachen in Gelächter aus und setzten ihre Arbeit fort, ohne den Baar-Saab auch nur eines Blickes zu würdigen.

Herr K. befahl daraufhin seinen Dienern, die Kouroumbis mit Gewalt zu vertreiben. Zwanzig bewaffnete Jäger folgten ihm. Herr K. selbst war ein gut aussehender, großer und gut gebauter Mann von etwa fünfunddreißig Jahren, der für seine ausgezeichnete Gesundheit und Kraft sowie für seine Jähzornigkeit bekannt war. Die Kouroumbis waren zehn an der Zahl, fast nackt und unbewaffnet. Die vier Baddagues, die beim Elefanten zurückgeblieben waren, flohen natürlich, sobald die Kouroumbis ihnen befahlen, zu gehen. Drei Jäger hätten ausgereicht, um die armen kleinen Zwerge zu vertreiben. Doch das Geschrei von Herrn K. zeigte keine Wirkung; niemand rührte sich – alle waren totenblass, senkten den Kopf und zitterten vor Angst. Mehrere Männer, darunter die Baddagues, die sich im Dickicht versteckt hatten, rannten wie wild davon und verschwanden.

Die Moulou-Kouroumbis, die auf dem Elefanten saßen, starrten den Engländer finster an, fletschten die Zähne und nahmen eine insgesamt provokative Haltung ein.

Herr K. verlor jede Beherrschung. „Feiglinge, wollt ihr diese Banditen vertreiben oder nicht?“, brüllte er.

„Unmöglich“, erklärte ein Chicari mit weißem Bart, „unmöglich. Das würde unseren sicheren Tod bedeuten. Die Kouroumbis sind hier in ihrem Revier.“

Herr K. sprang von seinem Pferd. In diesem Moment sprang der Häuptling der Kouroumbis – hässlich wie die Sünde selbst – abrupt auf den Kopf des Elefanten und begann, darauf herumzuspringen, Grimassen zu schneiden und mit den Zähnen zu knirschen wie ein Schakal. Dann schüttelte er seinen schrecklichen Kopf, schwang seine Fäuste, setzte sich auf und warf einen Blick

auf die Anwesenden und sagte:

„Wer zuerst unseren Elefanten berührt, wird sich am Tag seines Todes an uns erinnern. Er wird den Neumond nicht mehr sehen ...“ Die Drohung schien überflüssig. Die Diener des Beamten schienen zu Statuen erstarrt zu sein.

Herr K. war wütend, und seine große Peitsche traf sowohl die Schuldigen als auch die Unschuldigen, woraufhin er den Häuptling der Kouroumb an den Haaren packte und ihn ein Stück weit weg auf den Boden schleuderte. Dann schlug er mit seiner Peitsche gnadenlos auf die anderen Kouroumb ein, die sich ihm zu widersetzen versuchten, indem sie sich an den Ohren und Stoßzähnen des Tieres festhielten. Schließlich setzte er sie in die Flucht.

Aber sie blieben alle etwa zehn Fuß vor Herrn K. stehen, der begonnen hatte, die Stoßzähne abzuschneiden. Während der gesamten Operation – so die Aussage der Diener – ließen die Kouroumb Herrn K. nicht aus den Augen.

Nachdem Herr K. seine Arbeit beendet hatte, reichte er die Stoßzähne seinen Männern mit dem Befehl, sie zu seinem Haus zu bringen. Er wollte gerade auf sein Pferd steigen, als sein Blick den des Häuptlings der Kouroumb traf, über den er gesiegt hatte.

„Die Augen dieses Monsters hatten auf mich dieselbe Wirkung wie der Blick einer schrecklichen Kröte. . . . Mir wurde übel“, erzählte Herr K. seinen Freunden, die am selben Abend mit ihm zu Abend aßen. „Ich konnte mich nicht zurückhalten“, fügte er mit noch immer vor Ekel zitternder Stimme hinzu. „Ich schlug ihn erneut mit meiner Peitsche. Der Zwerg, der regungslos auf dem Boden lag, wo ich ihn hingeworfen hatte, sprang plötzlich auf, floh aber zu meiner großen Überraschung nicht. Er ging einfach einige Schritte zurück und starrte mich weiterhin unverwandt an.“

„Vielleicht hätten Sie sich besser beherrschen sollen“, bemerkte jemand. „Diese Kreaturen sind schrecklich und vergeben selten.“

Herr K. brach in Gelächter aus.

„Das haben mir die Chicaris auch gesagt. Sie kehrten in ihre Häuser zurück wie zum Tode Verurteilte.“

Sie fürchten den Blick! Dummes und abergläubisches Volk! Man hätte sie längst über den bösen Blick aufklären müssen. Der berühmte „Blick der Schlange“ hat meinen Appetit nur noch gesteigert.“

Und Herr K. verspottete die abergläubischen Hindus weiter.

Am nächsten Morgen schlief Herr K. unter dem Vorwand, vom Vorabend sehr müde zu sein, sehr lange und wachte erst am Nachmittag auf, obwohl er normalerweise wie alle anderen in Indien sehr früh aufstand. Am Abend verspürte er Schmerzen im rechten Arm.

„Altes Rheuma“, bemerkte er. „Das geht in ein paar Tagen vorbei.“

Aber am zweiten Tag fühlte er sich so schwach, dass er kaum gehen konnte. Am dritten Tag musste er das Bett hüten. Seine Temperatur war normal. Er verspürte nur eine unerklärliche Schwäche in allen Gliedern und eine seltsame Mattigkeit.

„Es ist, als wäre das Blut in meinen Adern durch Blei ersetzt worden“, sagte er zu seinen Freunden. Sein Appetit, der nach seinen Angaben durch den „Blick der Viper“ angeregt worden war, verschwand plötzlich; er litt unter Schlaflosigkeit. Keine Betäubungsmittel halfen. Herr K., der immer bei guter Gesundheit gewesen war, kräftig, robust und muskulös, sah nach vier Tagen aus wie ein Skelett. In der fünften Nacht nach der Jagd weckte Herr K., der kein Auge zugetan hatte, seine Familie und den Arzt, der im Zimmer neben ihm schlief und schrie wie von Sinnen:

„Vertreibt dieses widerwärtige Monster!“, schrie er. „Wer hat dieses Biest in mein Zimmer gelassen? ... Was will es? ... Warum sieht er mich so an?“ Mit letzter Kraft griff er nach einem

schweren Kerzenleuchter und warf ihn in Richtung eines unsichtbaren Objekts.

Der Arzt kam zu dem Schluss, dass sein Patient im Delirium lag. Herr K. hörte bis zum Morgen nicht auf zu schreien und zu stöhnen und behauptete, er sehe neben seinem Bett den Kouroumb, den er geschlagen hatte. Am Morgen verschwand die Vision. Herr K. blieb jedoch bei seiner Aussage.

„Das war kein Delirium“, stammelte er mühsam. „Der Zwerg muss sich hereingeschlichen haben – ich weiß nicht wie – ich habe ihn leibhaftig gesehen, nicht in meiner Fantasie.“

In der folgenden Nacht verschlechterte sich sein Zustand, doch er sah den Kouroumb nicht mehr. Die Ärzte verstanden nichts und diagnostizierten einen Fall von „Dschungelfieber“.

Am neunten Tag verlor Herr K. die Sprache; am dreizehnten Tag starb er.

Wenn die Kraft der abergläubischen Vorstellungskraft zu einem festgelegten Zeitpunkt „ein unglückliches und dummes Geschöpf“ tötete, welche Kraft war es dann, die einen reichen und gebildeten Herrn tötete, der an nichts glaubte? „Seltsamer Zufall“, wird man uns sagen, „reiner Zufall“. Alles ist möglich. Aber dann gibt es unzählige Zufälle in den Annalen der „Blauen Berge“, und sie würden an sich schon ein Phänomen darstellen, das noch seltsamer ist als die Wahrheit.

Die Engländer geben zu, dass es noch nie vorgekommen ist, dass ein Eingeborener, der dem „Schlangenblick“ eines wütenden Kouroumb zum Opfer gefallen war, seinem Schicksal entkommen ist. Und dieselben Engländer erklären, dass die einzige Rettung darin besteht, sich in den ersten drei Stunden nach der Begegnung zu den Todds zu begeben und sie um Hilfe zu bitten. Wenn die Teralli zustimmen, kann jeder Todd das Gift, das durch den bösen Blick in den Menschen gelangt ist, leicht entfernen. „Aber wehe dem, der, nachdem er durch diesen Blick vergiftet wurde, sich zu weit von den Todds entfernt befindet, um innerhalb der erforderlichen Zeit dort zu sein; und wehe dem, der diesem Schicksal zum Opfer gefallen ist und den die Todd, nachdem sie ihn angesehen haben, nicht heilen wollen. Der Patient ist dann zu einem sicheren Tod verurteilt.“

Es gibt viele Phänomene in der Welt.

Es gibt viele unerklärliche Wahrheiten, oder vielmehr Wahrheiten, die unsere Gelehrten nicht erklären können. Die Presse wendet sich oft angewidert von diesen seltsamen Tatsachen ab und flieht wie die Mächte der Unreinheit, die durch Weihrauch vertrieben werden. Manchmal gibt es jedoch Ereignisse, die die sarkastische Presse zur Kenntnis nehmen und untersuchen muss. Dies geschieht jedes Mal, wenn sich die Bewohner eines Dorfes – infolge des abergläubischen Schreckens, den Hexerei hervorruft – darauf vorbereiten, den Urheber dieser Missetaten zu verbrennen. Dann berichten die Zeitungen im Namen der Gesetzestreue und um die Neugier der Öffentlichkeit zu befriedigen ausführlich über „die traurigen Erscheinungen des unverständlichen Aberglaubens des Volkes“.

Ähnliches geschah vor drei oder vier Jahren in Russland, als ein ganzes Dorf (sechzig Männer, wenn ich mich nicht irre) vor Gericht gestellt und freigesprochen wurde, weil es eine alte und halbverrückte Frau verbrannt hatte, die von ihren Nachbarn, den Bauern, zur Hexe erhoben worden war. Die Presse von Madras sah sich kürzlich gezwungen, unter fast identischen Umständen dasselbe Thema anzusprechen. Nur unsere humanitären Freunde, die Briten, erwiesen sich als weniger nachsichtig als die russischen Richter; vierzig Männer, Kouroumb und Baddagues, wurden letztes Jahr „sans bruit ni trompette“ (ohne Lärm und Trompeten) gehängt.

Alle werden sich an die schreckliche Tragödie erinnern, die sich vor nicht allzu langer Zeit in den Blauen Bergen, im Dorf Ebonaoud, mehrere Meilen von Outtakamand entfernt, ereignet hat. Der Bürgermeister der Stadt hatte ein Kind. Das Kind wurde plötzlich krank und lag in langsamen Todeskampf. Da es im Monat zuvor mehrere mysteriöse Todesfälle gegeben hatte, schrieben die Baddagues diesen Fall sofort dem „Blick der Viper“ der Kouroumb zu. In seiner Verzweiflung warf sich der Vater dem Richter zu Füßen, mit anderen Worten, er ging hin, um Beschwerde einzureichen. Die Anglo-Hindus lachten ihn nur aus, bis der Monegar nach drei Tagen vergeblicher Bemühungen brutal vertrieben wurde. Die Baddagues beschlossen daraufhin, das Recht selbst in die

Hand zu nehmen; sie beschlossen, ein ganzes Dorf der Kouroumb bis auf den letzten Mann niederzubrennen, und baten zu diesem Zweck einen Todd, sie zu begleiten; ohne einen Todd konnte kein Kouroumb durch Feuer verbrannt oder durch Wasser ertränkt werden. Das ist der Glaube der Baddagues, und nichts kann sie vom Gegenteil überzeugen. Die Todds hielten Rat und gaben schließlich ihre Zustimmung. Zweifellos hatten „die Büffel entschieden, dass es so sein sollte“. Begleitet von einem Todd machten sich die Baddagues in einer dunklen, stürmische Nacht auf und setzten in kürzester Zeit alle Hütten der Kouroumb in Brand. Mit einer Ausnahme entkam kein Kouroumb. Sobald einer von ihnen seine Hütte verließ, warfen die Baddagues ihn zurück in die Flammen oder töteten ihn mit einer Axt. Nur einer alten Frau gelang es, sich im Gebüsch zu verstecken und zu entkommen. Sie zeigte die Brandstifter an, und viele der Baddagues wurden verhaftet. Unter ihnen befand sich auch ein Todd. Er war der einzige Verbrecher seines Stammes, der seit der Gründung von Outtakamand von den Engländern inhaftiert worden war. Aber die Engländer konnten ihn nicht hängen; am Abend, an dem er hingerichtet werden sollte, verschwand er auf unerklärliche Weise, während zwanzig Baddagues mit aufgeblähten Bäuchen bereits im Gefängnis gestorben waren.

Dies geschah erst vor wenigen Monaten. Drei Jahre vor diesem Ereignis hatte sich dasselbe Drama in Kataguirri abgespielt. Vergeblich hatten die Anwälte und sogar der Staatsanwalt darauf bestanden, mildernde Umstände zu berücksichtigen, und argumentiert, dass die Ursache tatsächlich nur der tief verwurzelte Glaube der Einheimischen an die Zauberei der Kouroumb und das Böse, das sie ungestraft tun konnten, sei. Alle Anwälte forderten – wenn schon nicht Begnadigung – so doch zumindest die Nichtanwendung der Todesstrafe. Ihre Bemühungen waren vergeblich. Wenn die Englischen Wissenschaftler sind in der Lage, an den „bösen Blick“ zu glauben, indem sie ihm einen wissenschaftlicheren Begriff geben, aber englische Gerichte werden dies niemals tun. Das Gesetz, das vor zweihundert Jahren jährlich Tausende von männlichen und weiblichen Hexern zu Folter und Tod auf dem Scheiterhaufen verurteilte, ist in England jedoch immer noch in Kraft. Es wurde nicht aufgehoben. Wenn sich die Notwendigkeit in Form des Wunsches einer dummen Menge, der Fanatiker und Atheisten wie Professor Lancaster, der die Bestrafung des amerikanischen Mediums Slead veranlasste, bemerkbar macht, wird dieses alte Gesetz aus der Versenkung geholt und auf einen Mann angewendet, dessen einziger Fehler darin besteht, unbeliebt zu sein. In Indien ist dieses Gesetz nutzlos und kann sogar gefährlich werden, da es den Einheimischen lehren könnte, dass ihre Herren zu einer bestimmten Zeit ihren „Aberglauben“ teilen. Aber in England ist die öffentliche Meinung so stark, dass sogar das Gesetz ihr weicht.

Als Sekretär einer Gesellschaft, deren Ziel es ist, alle psychologischen Probleme so gründlich wie möglich zu untersuchen, möchte ich beweisen, dass es keinen „Aberglauben“ auf der Welt gibt, der nicht seinen Ursprung in der Wahrheit hat. Unsere Theosophische Gesellschaft hätte sich im Namen dieser Wahrheit eigentlich „Gesellschaft der Unzufriedenen mit den zeitgenössischen materialistischen Wissenschaften“ nennen sollen. Wir sind der lebendiger Protest gegen den groben Materialismus unserer Zeit sowie gegen die unvernünftigen Glaubensvorstellungen, die durch den engen Rahmen der Sentimentalität zu sehr eingeschränkt sind; den Glauben an die „Geister“ der Toten und die direkte Kommunikation zwischen dem Jenseits und unserer Welt. Wir behaupten nichts und leugnen nichts. Und da unsere Gesellschaft zum größten Teil aus der Elite Europas besteht und unter ihren Mitgliedern viele Namen zählt, die in der Welt der Wissenschaft und Literatur bekannt sind, wagen wir es, auf die Zustimmung der offiziellen wissenschaftlichen Organisationen zu verzichten. Wir ziehen es vor, abzuwarten, ohne jedoch eine einzige Gelegenheit zu versäumen, jeden Umstand, der der Aufmerksamkeit der Materialwissenschaft entgeht, zu nutzen, um ihn zum Gegenstand öffentlicher Betrachtung zu machen. Wir wollen diese Umstände zu einem lebendigen Vorwurf an die Untätigkeit der Herren der Naturwissenschaften machen, die sich mit ihrer Routine zufrieden geben und keinen Finger rühren, um das Rätsel der geheimnisvollen Kräfte der Natur aufzuklären. Wir suchen nicht nur nach materiellen und unwiderlegbaren Beweisen für das Wesen jener Erscheinungen, die mit Namen wie „Zauberei“, „Heilkunst“, „böser Blick“ getauft wurden und von kultivierten Mystikern als „spiritistische

Phänomene“, „Mesmerismus“ oder einfach „Magie“ bezeichnet werden – Aber wie lassen sich diese Glaubensvorstellungen erklären? Wem können wir diese seltsame Tatsache zuschreiben, dass die wilden Stämme der Blauen Berge, die noch nie etwas von unseren russischen Zauberern und dem in den russischen Dörfern verbreiteten Glauben an „Zauberei“ gehört haben, denselben Glauben in allen Einzelheiten teilen, von der Beschwörung der Heiler bis zu ihren speziellen Arzneimitteln, der Zusammensetzung von Kräutern und anderen Verfahren derselben Art? Und dass dieselben „Aberglauben“, im Wortlaut wie im Geist, bei den Engländern, Franzosen, Deutschen, Italienern, Spaniern und Slawen. Die Lateiner vereinen sich mit den Slawen, die Arier und Turanier mit den Semiten in ihrem gemeinsamen Glauben an Magie, Hexerei, Hellsehen und die Manifestation guter und böser Geister. Es besteht eine „Identität“ im Glauben, nicht im relativen Sinne, sondern im wörtlichen Verständnis des Begriffs. Dies ist kein bloßer „Aberglaube“, sondern eine internationale Wissenschaft mit ihren Gesetzen, ihren unveränderlichen Formeln und ihren gleichen Anwendungen.

KAPITEL VI

Es ist sehr gefährlich, abends unbewaffnet in bestimmte Teile der Blue Mountains in der Nähe der dichten Wälder zu gehen, die von den Kouroumben bewohnt werden.

In der Nähe eines dieser Wälder, zwischen Kattaguir und Outti, lebte eine wohlhabende eurasische Familie: die Mutter, eine ältere Frau, ihre beiden Söhne und ein kleiner Neffe, ein Waisenkind, das sie seit seiner Kindheit wie seine Mutter, eine geliebte Schwester von ihr, aufgezogen hatte. Dem Kind war strengstens verboten worden, jemals in den Wald zu gehen. Allerdings liebte es Vögel sehr.

Eines Tages, von seiner Leidenschaft mitgerissen, verließ der kleine Junge das Haus und verirrte sich im Wald. Eine Schwalbe hüpfte vor ihm von Ast zu Ast, und er versuchte, sie zu fangen. So rannte er dem Vogel hinterher, bis die Sonne unterging. In Outti – einer Stadt, die vollständig von hohen Bergen und Felsen umgeben ist – vollzieht sich der Übergang vom Tag zur Nacht fast augenblicklich. Als er sich allein im Wald wiederfand, bekam das Kind Angst und eilte nach Hause.

Tage nach seinem Unglück verspürte er plötzlich einen stechenden Schmerz im Fuß. Er setzte sich auf einen Stein und zog seinen Schuh aus. Während er seine Wunde untersuchte und versuchte, einen Dorn zu entfernen, der sich in sein Fleisch gebohrt hatte, sprang eine Wildkatze von einem Baum und landete neben ihm. Das Tier, nicht weniger erschrocken als er selbst, begann ihn anzugreifen, und das vor Angst gelähmte Kind brach in wilde Schreie aus. Im selben Moment durchbohrten zwei Pfeile die Seite des Tieres, das tödlich verwundet in eine Felsspalte rollte. Zwei schmutzige und halbnackte Kouroumben erschienen, nahmen das Tier an sich und sprachen dann zu dem Kind, wobei sie sich über seine Angst lustig machten.

Der Kleine konnte ihnen antworten, da er ihre Sprache kannte, wie alle Eurasiaten, die in den Blauen Bergen leben.

Da er Angst hatte, allein nach Hause zurückzukehren, bat er die Kouroumben, ihn zu seinem Haus zu begleiten, und versprach ihnen Reis und Branntwein. Die Moulou-Kouroumben willigten ein, und alle drei machten sich auf den Weg. Während sie dahinschritten, erzählte das Kind seinen Begleitern von seinem Abenteuer mit der Schwalbe. Die Kouroumben versprachen ihm, ihm alle Vögel zu fangen, die er haben wollte, gegen eine sehr geringe Belohnung. Die Kouroumben sind für ihre Jagdkünste bekannt; für sie ist es so einfach, einen Elefanten oder einen Tiger zu fangen wie einen Vogel. Sie verabredeten sich, sich alle drei am nächsten Tag im Tal zu treffen. Sie wollten Vögel jagen. Kurz gesagt, der Junge und die Kouroumben wurden Freunde.

Es ist interessant, hier zu erzählen, wie die Kouroumben Vögel fangen. Der Zwerg nimmt einen kleinen Ast, dreht ihn in seinen Händen, als würde er ihn polieren, und rammt ihn etwa zwei Fuß

tief in den Boden, mitten in einem Busch. Dann legt er sich auf den Bauch, ganz nah an den Busch, damit er den Vogel beobachten kann, während dieser herumhüpft. Dann wartet der Kouroumb geduldig. Herr Betlor, der mehr als einmal Zeuge einer solchen „Jagd“ wurde, schreibt darüber wie folgt:

„In diesem Moment nehmen die Augen des Kouroumb einen sehr seltsamen Ausdruck an. Ich habe einen ähnlichen Ausdruck bei einer Schlange beobachtet, wenn sie auf der Lauer nach ihrer Beute liegt, ihr Opfer unverwandt anstarrt und es damit fasziniert. Die schwarze Kröte von Maissour hat ebenfalls diesen starren, glasigen Blick, der von einem kalten inneren Licht zu erhellt scheint und gleichzeitig anzieht und abstößt. Für mehrere Rupien erlaubte mir ein Kouroumb, ihn zu beobachten. Der unbeschwerte, fröhliche und lebhaft Vogel fliegt zwitschernd umher; plötzlich bleibt er stehen und scheint zu lauschen. Mit leicht zur Seite geneigtem Kopf bleibt er mehrere Sekunden lang regungslos stehen. Dann er schüttelt sich und versucht wegzufiegen, was ihm jedoch selten gelingt. Es scheint, als ziehe ihn eine unwiderstehliche Kraft in den verzauberten Kreis, und er beginnt, seitwärts auf den Ast zu fliegen. Seine Federn sträuben sich, und er stößt einige leise, klagende Schreie aus. Mit nervösen kleinen Sprüngen nähert er sich jedoch immer mehr dem „verzauberten“ Ast. Schließlich landet der Vogel mit einem Sprung auf dem Ast und sein Schicksal ist besiegelt. Jetzt kann er nicht mehr entkommen und bleibt auf dem Ast gefangen. Der Kouroumb stürzt sich mit einer Schnelligkeit auf das arme kleine Tier, die eine Schlange neidisch machen könnte ... und wenn man dem Zwerg mehr Geld gibt, verschlingt er den Vogel lebendig, mit Krallen, Flügeln und allem.“

Auf diese Weise fingen die beiden Kouroumb zwei gelbe Schwalben und schenkten sie dem kleinen Simpson. Aber noch am selben Tag belegten sie das Kind mit einem Zauber. Einer der Kouroumb „verhexte“ ihn, so wie er die Vögel verzaubert hatte. Er machte sich seinen Willen und seine Gedanken zu eigen, machte ihn zu einer unbewussten Maschine, mit anderen Worten, er „hypnotisierte“ ihn. Der einzige Unterschied zwischen einem Arzt, der hypnotisiert, und den Kouroumb besteht in der Methode: Ersterer wendet Handgriffe oder die wissenschaftliche Methode des Magnetismus an, während Letztere das Kind während der Jagd nur ansehen und berühren mussten.

Eine auffällige Veränderung trat im Verhalten des kleinen Jungen ein. Seine Gesundheit und sein Appetit blieben unverändert, aber er schien innerhalb weniger Jahre zu altern, und seine Verwandten und alle Menschen im Haus bemerkten, dass er oft in der Nacht aufstand und umherwanderte.

Eine auffällige Veränderung trat im Verhalten des kleinen Jungen ein. Seine Gesundheit und sein Appetit blieben unverändert, aber er schien innerhalb weniger Jahre zu altern, und seine Verwandten und alle Menschen im Haus bemerkten, dass er oft wie in Trance ging. Bald verschwanden alle Silbergegenstände aus dem Haus von Frau Simpson: Löffel, Zuckerdosen und sogar ein silbernes Kruzifix. Dann waren die Goldgegenstände an der Reihe. Die ganze Familie war sehr aufgeregt. Trotz aller Bemühungen, den Dieb zu finden, und trotz aller Vorsichtsmaßnahmen verschwanden die Gegenstände weiterhin aus dem gut verschlossenen Sideboard, dessen Schlüssel immer bei der Hausherrin aufbewahrt wurde. Die Polizei hatte versucht, den Täter zu fassen, musste sich jedoch für unfähig erklären. Schließlich wurden alle verdächtigt, aber niemand konnte gefasst werden. Der Diener des Hauses war seit Jahren bei der Familie, und Mrs. Simpson war sich seiner so sicher wie ihrer selbst.

Eines Abends erhielt Mrs. Simpson aus Madras ein Paket mit einem schweren goldenen Ring. Sie versteckte ihn in ihrem eisernen Safe, legte den Schlüssel unter ihr Kopfkissen und beschloss, die ganze Nacht wach zu bleiben. Um ganz sicher zu sein, verzichtete sie auf ihr übliches Glas Bier, das sie immer einschlafen ließ.

Sie hatte bemerkt, dass ihre Glieder seit einiger Zeit – nachdem sie das Bier getrunken hatte – taub waren und sie sehr tief schlief.

Das Kind schlief in einem kleinen Zimmer neben ihrem Schlafzimmer. Gegen zwei Uhr morgens öffnete sich die Tür, und im Schein der Nachtlampe sah Mrs. Simpson ihren Neffen in ihr Zimmer kommen. Sie hätte ihn fast gefragt, was er wolle, aber sie fasste sich wieder und wartete mit angstvoll klopfendem Herzen. Das Kind kam tatsächlich wie ein Schlafwandler auf sie zu. Seine Augen waren weit aufgerissen, und sein Gesicht hatte – wie sie später vor Gericht aussagte – einen strengen, fast grausamen Ausdruck. Er ging direkt zum Bett, zog den Schlüssel vorsichtig unter dem Kopfkissen hervor, so schnell und geschickt, dass sie die Hand des kleinen Jungen unter ihrem Kopf eher sah als spürte. Dann öffnete er den Safe, durchsuchte ihn und schloss *ihn* wieder.

Frau Simpson bewies so viel Geistesgegenwart, dass sie sich nicht rührte. Ihr geliebter Neffe, ein Kind, war ein Dieb! Aber wo hatte er die gestohlenen Gegenstände versteckt? Sie beschloss, die Wahrheit herauszufinden und das Geheimnis zu lüften. Sie zog sich schnell und geräuschlos an und schaute dann in das Zimmer ihres Neffen. Er war nicht da, aber die Tür zum Hof stand offen. Sie ging hinaus und folgte den noch ganz frischen Spuren, als sie die Silhouette des Kleinen bemerkte, der am Vogelkäfig entlangglitt. Der Mond beleuchtete den Garten, und sie sah, wie sich das Kind bückte und etwas in den Boden steckte. Sie beschloss, bis zum Morgen zu warten. „Der kleine Junge ist ein Schlafwandler“, dachte sie. „Ich werde die anderen Gegenstände dort sicher finden. Es hat keinen Sinn, ihn jetzt aufzuwecken und ihn zu erschrecken.“

Dann ging sie ins Haus und wartete, bis das Kind zu Bett gegangen war und tief schlief. Seine Augen blieben jedoch so weit offen, wie sie ihn gesehen hatte, als er auf sie zugekommen war. Sie war überrascht und sogar erschrocken. Dennoch war sie entschlossen, bis zum nächsten Morgen zu warten.

Am nächsten Tag rief sie ihre Söhne herbei und erzählte ihnen, was in der Nacht geschehen war. Sie gingen zum Vogelkäfig und sahen, dass die Erde aufgewühlt war, aber sie fanden nichts. Offensichtlich hatte der Junge Komplizen.

Als der kleine Junge von der Schule nach Hause kam, empfing Frau S. ihn wie üblich. Sie dachte, dass sie durch Fragen nichts erfahren würde und nur die Lösung des Problems erschweren würde. Also servierte sie ihm sein Essen und beobachtete ihn ununterbrochen. Als das Mittagessen beendet war, wollte sie vom Tisch aufstehen, um sich die Hände zu waschen, und nahm ihren Ring ab, den sie absichtlich auf dem Tisch liegen gelassen hatte. Beim Anblick dieses goldenen Gegenstandes begannen die Augen des Kindes zu funkeln. Seine Tante drehte sich leicht um. Sofort griff er nach dem Ring und steckte ihn in seine Tasche. Er stand achtlos auf und machte sich bereit, das Haus zu verlassen. Aber Frau Simpson hielt ihn zurück.

„Wo ist mein Ring, Tom? Warum hast du ihn genommen?“, fragte sie.

„Welcher Ring?“, antwortete er gleichgültig. „Ich habe Ihren Ring nicht gesehen.“

„Er ist in deiner Tasche, du elender Kerl!“, rief Frau Simpson und schlug ihm ins Gesicht. Sie stürzte sich auf den Jungen, zog den Ring aus seiner Tasche und zeigte ihn ihm. Tom blieb ganz ruhig und leistete keinen Widerstand.

„Von welchem Ring sprichst du?“, fragte er seine Tante in wütendem Ton. „Das ist ein Goldkorn, ich habe es für meine Vögel genommen – warum schlägst du mich?“

„Und all die Silber- und Goldgegenstände, die du in den letzten zwei Monaten gestohlen hast – waren das auch Körner, du kleiner Lügner und Dieb? Wo hast du sie hingetan? Sprich, sonst rufe ich die Polizei“, rief Frau S. völlig außer sich.

„Ich habe dir nichts gestohlen. Ich habe nie etwas ohne deine Erlaubnis genommen, außer ein paar Körner und ein wenig Brot für die Vögel ...“

„Wo hast du die Körner genommen?“

„Aus dem Sideboard. Hast du mir das nicht erlaubt? Diese goldenen Körner gibt es auf dem Markt nicht, sonst hätte ich dich nicht darum gebeten.“

Frau S. wurde klar, dass sie vor einem unverständlichen Rätsel stand, vor einem schrecklichen Geheimnis, das sie nicht lüften konnte. Das Kind – ob aus einem Anfall von Wahnsinn oder aufgrund chronischer Schlafwandelei – glaubte, die Wahrheit zu sagen, oder zumindest das, was es für die Wahrheit hielt.

Sie erkannte, dass sie einen Fehler gemacht hatte. So würde sie das Geheimnis nicht aufdecken können. Das Kind hatte Komplizen, und sie würde sie finden. Also gab sie vor, ihren Fehler eingestanden zu haben. Sie litt in ihrem Herzen, aber sie wollte dieses Experiment bis zum Ende durchziehen.

„Sag mir, Tom“, fragte sie zärtlich, „erinnerst du dich an den Tag, als ich dir erlaubt habe, den Safe zu öffnen, um die Goldkörner für deine Vögel zu holen?“

„An diesem Tag konnte ich die gelben Vögel fangen“, erklärte das Kind plötzlich mit strengem Tonfall. „Warum hast du mich geschlagen? Du hast mir doch selbst gesagt: ‚Nimm den Schlüssel so oft du ihn brauchst unter meinem Kopfkissen hervor; nimm auch die Goldkörner, die sind besser für deine Vögel als die Silberkörner.‘ Nun, ich habe sie genommen. Außerdem ist fast nichts mehr übrig“, fügte er traurig hinzu, „und meine Vögel werden sterben! . . .“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Er – derjenige, der die Vögel für mich gefangen hat und mir hilft, sie zu füttern.“

„Aber wer ist er?“

„Ich weiß es nicht“, antwortete das Kind mit Mühe und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Ich weiß es nicht ... Du hast ihn oft gesehen ... Er kam erst vor drei Tagen, zur Essenszeit, als ich ein Silberkorn von Onkels Teller nahm ... Der Onkel hatte es für mich hingelegt. Er sagte mir: ‚Nimm es‘, und der Onkel nickte mit dem Kopf. Also habe ich es genommen.“

Frau Simpson erinnerte sich, dass an diesem Tag tatsächlich zehn silberne Rupien auf mysteriöse Weise vom Tisch verschwunden waren; ihr Sohn hatte sie gerade aus seiner Tasche genommen, um eine Rechnung zu bezahlen. Dieser Verlust war der unerklärlichste von allen geblieben.

„Aber wem hast du die Körner gegeben? Vögel werden abends nicht gefüttert.“

Ich habe sie *ihm* hinter der Tür gegeben. Er ist vor dem Abendessen gegangen. Aber da war es hellichter Tag und nicht Abend.“

„Tag? Acht Uhr abends nennen Sie Tag?“

„Ich weiß nicht, . . . aber es war hell, . . .“

es war keine Nacht, . . . außerdem ist die Nacht schon lange verschwunden.“

„Herr!“ Mrs. Simpson weinte bitterlich und hob erschrocken die Arme. „Der Kleine hat den Verstand verloren – er ist wahnsinnig geworden.“

Aber plötzlich hatte sie eine Idee.

„Nun, nimm auch dieses Goldkorn“, sagte sie und reichte ihrem Neffen ihre goldene Brosche.

„Nimm es und gib es den Vögeln, während ich zusehe.“

Tom griff nach der Brosche und rannte freudig zum Vogelkäfig. Dann geschah etwas, das Mrs. Simpson davon überzeugte, dass die geistigen Fähigkeiten ihres Neffen gestört waren. Er ging um den Käfig herum und warf imaginäre Körner hinein; der Käfig war jedoch leer. Er rieb die Brosche zwischen seinen Fingern, als würde er Körner davon nehmen, dann sprach er zu den Vögeln, die nicht da waren, pfiff und lachte vor Freude.

„Und jetzt, Tante, bringe ich ihm den Rest, damit er ihn behalten kann. Er hatte mir zuerst gesagt, ich solle ihn dort unter dem Fenster im Boden verstecken. Aber heute Morgen hat er mir gesagt, ich solle ihn ihm bringen – dort drüben. Aber folge mir nicht, sonst kommt er nicht. . . .“

„Na gut, mein Freund, dann geh allein“, willigte sie ein.

Unter verschiedenen Vorwänden hielt sie ihren Neffen jedoch eine halbe Stunde lang fest, während sie heimlich einen Polizisten rief, den sie bat, dem Kind zu folgen, wohin es auch ging, und ihm eine hohe Belohnung versprach.

„Verhaftet die Person, der er die Brosche gibt ... er ist der Dieb.“ Der Polizist bat einen Kollegen, ihn zu begleiten, und beide folgten dem Kind den ganzen Tag. Am Abend sahen sie, wie es sich in Richtung Wald begab. Plötzlich sprang ein sehr hässlicher Zwerg aus dem Gebüsch und winkte Tom zu, der sofort wie ein Automat auf ihn zuing. Als die Polizisten sahen, dass das Kind dem Kouroumb etwas in die Hände „streute“, stürmten sie vor und verhafteten ihn mit dem Beweis seiner Straftat in den Händen – nämlich der goldenen Brosche.

Der Kouroumb kam mit ein paar Tagen Gefängnis davon. Es konnten keine überzeugenden Beweise gegen ihn gefunden werden; er hatte nur die Brosche, und das Kind behauptete, er habe sie ihm aus freien Stücken gegeben, aber „er wisse nicht, aus welchem Grund“. Das Gericht entschied, dass die Aussagen des kleinen Simpson verwirrend seien, dass er nur fantasierte, was die goldenen Körner betraf, und dass er den Kouroumb nicht wiedererkennen würde; außerdem sei er noch nicht volljährig. Der Arzt erklärte ihn für „unheilbar idiotisch“. Seine Aussage und die verwirrten Aussagen von Mrs. Simpson, die aus den Erzählungen ihres Neffen keinen klaren Bericht zusammenstellen konnte, waren ohne Bedeutung. Der Polizist konnte keine Aussage machen; seine Aussage hätte Gewicht gehabt, da er wusste, dass Kouroumb im Besitz gestohlener Gegenstände war. Am selben Tag, an dem Kouroumb verhaftet wurde, erkrankte der Polizist und starb eine Woche später, wenige Tage vor der Gerichtsverhandlung. Die Angelegenheit war damit abgeschlossen.

Wir haben den unglücklichen Jungen getroffen, der heute zwanzig Jahre alt ist. Wir sahen einen großen Eurasier mit hängenden Wangen, der auf einer Bank in der Nähe der Haustür saß und mit den Händen an den Gitterstäben herumspielte. Vögel sind nach wie vor seine Leidenschaft. Sein Verstand scheint normal zu sein, aber sobald von Silber oder Gold, in Form von Geld oder Gegenständen, die Rede ist, wird er trübe; er nennt sie immer „Körner“. Seitdem haben seine Verwandten ihn nach Bombay geschickt, wo er unter ständiger Aufsicht steht und die Manie allmählich verschwindet. Nur ein Gefühl ist ihm geblieben: der unwiderstehliche Wunsch, mit den Kouroumb zu verbrüdern.

Bevor ich zum Schluss komme, möchte ich meine Leser bitten, im Philosophischen Wörterbuch von Voltaire die Passage noch einmal zu lesen, in der der Philosoph die fünf Bedingungen nennt, die erfüllt sein müssen, damit eine Aussage als gültig angesehen werden kann. Genau diese Bedingungen sind in unserer Geschichte über die Zauberkräfte und Hexerei der Moulou-Kouroumb erfüllt.

Lassen wir uns überraschen, ob unsere Aussage, die durch die Aussagen vieler unparteiischer Zeugen bestätigt wird, von den Skeptikern akzeptiert wird. Oder vielleicht werden die Massen, mit wenigen Ausnahmen, trotz Voltaire und seiner Philosophie lieber „plus catholique que le Pape“ bleiben.

Wir laden alle Ungläubigen ein, Indien zu besuchen, insbesondere die Blauen Berge in der Präsidentschaft von Madras. Wenn sie dort mehrere Monate bleiben, werden sie die „mysteriösen Stämme der Nilguiri“ kennenlernen, insbesondere die Kouroumb. Und dann sollen sie – wenn sie nach Europa zurückkehren – die Realität der Hexerei der Kouroumb leugnen, wenn sie können.

Aber die Blauen Berge sind nicht nur ein Feld für sehr interessante okkulte Erfahrungen. Wenn die glückliche Stunde schlägt – falls sie jemals schlägt –, wenn unsere Freunde von den nebligen Küsten Albions, die perfiden und folglich immer misstrauisch,

* „Katholischer als der Papst“.

aufhören, in jedem unschuldigen russischen Touristen einen politischen Spion zu sehen – dann werden die Russen mehr nach Indien reisen. Die Naturforscher unseres Landes werden dann das bergige „The-baide“ besuchen, das wir beschrieben haben. Und ich bin überzeugt, dass unsere „Blauen Berge“, die Nilgiri, von Ethnologen, Geographen und Philologen, ohne die Meister der Psychologie zu vergessen, als unerschöpflicher Schatz für die wissenschaftlichen Forschungen aller Spezialisten entdeckt werden.

Es gibt keine höhere Religion als die Wahrheit – सत्यान्नास्तिपरो धर्मः



*Aus dem Englischen übersetzt von, Christina Arold
Mitglied der Theosophischen Gesellschaft Pasadena
und der U.L.T., Californien, USA*